

Adventskerze
Amulett – „Tiki“ der Maori Kultur
Foto
Gitarre
Handy
Informationsbroschüre
Der Islamische Gebetsteppich
Jeans
Kakao
Das Khukuri
Kittelschürze
Kreisel
Lippenstift
„Haloween“
Das Palästinensertuch – Kefije
Photokamera
Ring
Schallplatte
Schlüssel
Schokolade
Die Schultüte
„Spejbl & Hurvínek“
Die Tarantella
Tarot
Teddybär
Tee und Teekultur
Die Uhr
Unterwäsche
Das X ...
Zeitung
Zigarette

ISBN 3-933603-29-3

Kulturwissenschaftliche Neugier auf die Welt

Findling

Kulturwissenschaftliche Neugier auf die Welt

Fragen Frankfurter Viadrina Studenten



Findling



Studieren an der
Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder)

Grundständige Studiengänge:

Kulturwissenschaften
Rechtswissenschaften
Betriebswirtschaftslehre
Internationale Betriebswirtschaftslehre
International Business Administration
Volkswirtschaftslehre

Aufbaustudiengänge:

Master of European Studies
Marketing für Mittel- und Osteuropa
International Master of Business Informatics
Schutz europäischer Kulturgüter

Weitere Informationen zum Studium
Tel. 03 35 / 55 34 - 44 44, Fax 03 35 / 55 34 - 47 91
Mail: study@euv-frankfurt-o.de
Internet: www.euv-frankfurt-o.de

Kulturwissenschaftliche Neugier auf die Welt – Fragen Frankfurter Viadrina Studenten

Ein Projekt unter Leitung
von Anna Schwarz
EUROPA-UNIVERSITÄT VIADRINA
FRANKFURT (ODER)

Findling

Buch- und Zeitschriftenverlag • Neuenhagen

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dhb.de> abrufbar

© Findling
Buch- und Zeitschriftenverlag – 2004
Prust & Birsich
Finkensteig 2
15366 Neusschlaggen
Fon: 0 33 42/ 20 11 02
Fax: 0 33 42 / 2 18 59
www.findling-verlag.de
info@findling-verlag.de

Umschlag Foto: M. Prust

Druck: Art Druck

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen.
Vervielfältigung und Verarbeitung nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.

ISBN 3-933603-29-3



*Studierende vor dem Portal der Europa Universität Viadrina
in Frankfurt (Oder).*

Foto: Heide Trast



Frankfurt (Oder): Im Zentrum der Luftaufnahme das Hauptgebäude der Europa-Universität Viadrina.

Foto: Heide Feitz

Inhalt

ANNA SCHWARZ	Zum Geleit	9
AbsolventInnen und Diplomarbeiten des Jahrganges 2003		
SITIFANTE HOPPE	Adventskerze	28
KATJA SIEPMANN	Amulett – „Tiki“ der Maori Kultur	31
MONIKA GWIZD	Foto	36
ANJA POHLE	Gitarre	39
KRISTIN FISCHER	Handy	42
KATJA MARZAHN	Informationsbroschüre	46
JENNIFER EGGERT	Der Islamische Gebetsteppich	51
VERENA JAESCHKE	Jeans	56
VICTORIA HARMS	Kakao	62
MÖRTZ NALBACH	Das Khukuri	66
ANJA EMELING	Kittelschürze	69
JULIANE PILZ	Kreisel	72
FRANKA SUDY	Lippenstift	75
HEIDI DOMMASCHKE	„Halloween“	78
MARITN BOCK	Das Palästinensertuch – Kefije	85
KATJA TIMMERBERG	Photokamera	89
ELISA TRAUMBERGER	Ring	96
TINA TALMANN	Schallplatte	101
IRENA SZMAJDEZINSKA	Schlüssel	105
CARLA ASSMANN	Schokolade	108

ANNE WALTER	Die Schultüte	112
IVONNE DRÖBLER	Schallplatte „Spejbl & Hurvínek“	115
LORY DELL'ANNA	Die Tarantella	120
ELZBIETA KOSEK	Taror	125
KATJA KRUSE	Teddybär	131
URSZULA TURYSKA	Tee und Teekultur	137
SABINE WALTER	Die Uhr	141
JOANNA STANKIEWICZ	Unterwäsche	145
INSA WIEGREFFE	Das X als Kulturgegenstand ...	149
PATRYK GOZDZIK	Zeitung	152
KATRIN DE BOER	Zigarette	157

*„Kultur“ ist ein vom Standpunkt
des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung
bedachter endlicher Ausschnitt
aus der sinnlosen Unendlichkeit
des Weltgeschehens.*

Max Weber



Anna Schwarz, geboren 1955 in Berlin, Abitur 1973 an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Spezialoberschule „Heinrich Hertz“ Berlin, 1978 Abschluss des Diplomstudiums der Philosophie an der Moskauer Staatlichen Lomonossow-Universität, 1984 Promotion und 1988 Habilitation in Berlin.

Seit 1995 Professorin für Vergleichende Politische Soziologie an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina Frankfurt(Oder).

Arbeitsgebiete gegenwärtig:
Transformationsforschung zu ostmitteleuropäischen Gesellschaften, Unternehmensgründungen, Vertrauen, Kooperationsbeziehungen, soziale Mobilität, Biografiefor-

Kulturwissenschaftliche Perspektiven an der Viadrina

Als im Oktober 1993 die Kulturwissenschaftliche Fakultät an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) ihren Studienbetrieb eröffnete, ließen sich erst wenige Dutzend Studierende auf dieses Abenteuer ein. Heute, im Sommer 2004, sind insgesamt 1.363 Studentinnen und Studenten aus 31 Ländern in diesen Studiengang immatrikuliert. Sie stammen aus Polen, der Ukraine, Ungarn und der Tschechischen Republik ebenso wie aus Italien, Spanien, Frankreich und Kanada, natürlich aus den alten wie aus den neuen deutschen Bundesländern und in Einzelfällen beispielsweise auch aus Litauen, Albanien, der Schweiz, den USA, China oder Südkorea.

Was reizt diese vielen jungen Leute, ein relativ neues Fach an einer relativ neuen, kleinen Universität an der deutsch-polnischen Grenze zu studieren, an der Viadrina, der „an der Oder gelegen“, die erst 1991 wieder gegründet wurde und fast zweihundert Jahre lang zwischen den größeren Universitätsstandorten Breslau und Berlin versunken schien?

Hier kann nicht der Ort sein, den generellen Motivationen für ein Studium an der Europa-Universität Viadrina überhaupt nachzugehen (dazu liegen frühere Studien¹ vor) – hier soll vielmehr versucht werden, auf den vielleicht besonderen Reiz des Kulturwissenschaftlichen Studiums an der Viadrina neugierig zu machen.

Mittlerweile existieren in der Bundesrepublik über 70 durchaus verschieden profilierte Studiengänge, die sich als kulturwissenschaftliche definieren – mal im Plural als Kulturwissenschaften, mal im Singular als Kulturwissenschaft, im Zweifelsfalle eben eher adjektivisch als „kulturwissenschaftliche“ bezeichnet. Landauf, landab, von Bremen bis Tübingen, von Hildesheim bis Leipzig, von Lüneburg bis Münster, von Berlin bis Passau findet man darunter

verschiedene Fächerkombinationen, verschiedene Muster der Akzentuierung von Kulturtheorie und angewandten Kulturwissenschaften, von speziellen Kulturraumstudien bis hin zum Kulturmanagement, die zumeist seit den 1980er Jahren als neue, selbstständige Studiengänge etabliert wurden. Die institutionellen Spuren reichen allerdings weiter zurück: Im Falle Ostdeutschlands sind diese kulturwissenschaftlichen Gründungen, wenn auch mit spezifisch-staatssozialistischen, bildungspolitischen Intentionen, bereits ins Jahr 1963 für die Humboldt-Universität Berlin und 1965 für die Universität Leipzig zu datieren. In der Bundesrepublik entstanden die ersten kulturwissenschaftlichen Studiengänge eher aus dem Bedürfnis einer überfällig gewordenen Distanzierung der bisherigen „Deutschen Volkskunde“ von ihrer nationalsozialistischen Instrumentalisierung, wie die Neuprofilierung des „Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft“ 1975 in Tübingen deutlich macht. Im Kontext dieser Tübinger Gründungsanstrengungen fand Ina-Maria Greverus schon 1969 eine plausible und griffige Definition² dessen, was man als Kern der spezifisch neuen, wissenschaftlichen Betrachtungsweise von Kultur(en) fassen könnte:

„Unseren Beitrag sehe ich darin, die Muster kultureller Formen und kulturellen Verhaltens innerhalb der differenzierten europäischen Zivilisationswelt zu untersuchen.

Wo wir die Einsätze finden, ob bei Gruppen, wie Volk, Stamm, Dorf, Verein, Familie, oder bei Ausdrucksformen, wie bei Erzählung, Lied, Tanz, Kunst, Gerät, oder bei Verhaltensnormen, wie Geselligkeit, Gesittung, Frömmigkeit, ist dabei von sekundärer Bedeutung und der Forscherneigung überlassen.

Das primäre Anliegen dürfte die Erbhellung eines bestimmten Kulturmusters sein, als variable und als solche in ihrer räumlichen, geschichtlichen, sozialen und psychischen Bedingtheit zu erfassenden Manifestation menschlicher Anlagen.“

Traditionell ethnologische, geschichtswissenschaftliche, philosophische, soziologische, geografische, religions-, sprach- und literaturwissenschaftliche Forschungsobjekte werden seitdem in den verschiedensten kulturwissenschaftlichen Lehr- und Forschungskon-

zepten zumeist nicht einfach essentialistisch aufgenommen und unreflektiert zusammengefügt – sondern häufig wird nun der Anspruch formuliert, eine neue, spezifische, inter- oder transdisziplinäre Forschungsperspektive auf die vielfältigen „kulturellen Bedeutungsgewebe“ (um es mit Max Weber oder Clifford Geertz zu formulieren) zu entwickeln. Und zugleich wird in diesen Kulturbegriff die gesamte vom Menschen geschaffene und veränderte Umwelt einbezogen, seien es technische Errungenschaften oder alltagskulturelle Praktiken, in vormodernen wie in den modernen Gesellschaften selbst.

Damit entsteht einerseits eine potenzielle Definitionsbreite von „Kultur“, die auch in der vielzitierten Denkschrift „Geisteswissenschaften heute“ von 1991 durchscheint, eine Denkschrift, die für die Neubegründung von Kulturwissenschaften als neuer, synthetisierender Orientierungswissenschaft am Ausgang der Moderne, im Zeitalter von Globalisierung, Individualisierung und extremer Ausdifferenzierung der Einzelwissenschaften plädiert und auch für die Gründungsintentionen unserer Frankfurter Kulturwissenschaftlichen Fakultät einflussreich war. Darin wird „Kultur als der Inbegriff aller menschlichen Arbeit und Lebensformen“ so weit gefasst³, dass man sich auf den ersten Blick in der Vielfalt und Vielzahl der nun möglichen Untersuchungsgegenstände zu verlieren fürchtet.

Andererseits wird diese scheinbare Unüberschaubarkeit aber auch bei Frühwald u. a. wieder eingegrenzt durch die Betonung eben jener selbstreflexiven Forschungsperspektive, die sich speziell für den Prozess der Beobachtung und Kreierung kultureller Phänomene interessiert.

So sieht eben dieselbe Denkschrift⁴ die spezifische Legitimation der Kulturwissenschaften als neue, eigenständige Disziplin darin begründet, sie (die Kulturwissenschaften) sollten „der disziplinäre Ort sein, an dem sich moderne Gesellschaften ein Wissen von sich selbst in Wissenschaftsform verschaffen.“ Oder in den Worten von Niklas Luhmann, erst mit der Moderne entsteht überhaupt eine Gesellschaft, die „Kultur“ als etwas Gemachtes und damit Kontingentes wahrnehmen kann, eine Gesellschaft, die erst

eine Beobachtung ihrer Beobachter ermöglicht, damit selbstreflexiv wird und die „Kultur“ wissenschaftlich, empirisch rekonstruierbar macht².

Zugespitzt (und technisch sicher laienhaft und fragwürdig) formuliert: die Landschaft, die wir als Kulturwissenschaftler betrachten, wird immer weiter, aber das Betrachtungsobjektiv (die Linse, mit der wir sie betrachten) ist neu, schärfer und auch nach innen (auf unsere eigenen blinden Flecken) gerichtet.

Zugegeben, wir Kulturwissenschaftler an der Viadrina sind immer noch dabei, über diese neue Linse selbst zu debattieren, sie zu suchen und zu justieren und erst Recht, die Studierenden darauf einzustimmen. Die Bemühungen, einschlägige wissenschaftshistorische Texte und auch eigene methodologische Überlegungen zum wissenschaftlichen Status und Profil der Kulturwissenschaften in die Debatte zu bringen, sind jedenfalls mittlerweile unüberschbar⁶ und haben ja auch zur speziellen Erfindung eines einführenden Moduls „Kulturwissenschaften“ in unserem neuen Bachelor/Master-Studiengangmodell geführt (das gegenwärtig gerade den auslaufenden Diplomstudiengang ablöst), gewissermaßen als Orientierung für die Orientierungswissenschaften). Neben diesem kulturwissenschaftlichen Modul sollen die Viadrina-Studenten dann in zwei der vier an der EUV vertretenen „Disziplinen“ innerhalb der Kulturwissenschaftlichen Fakultät (Kulturgeschichte, Vergleichende Sozialwissenschaften, Sprach- und Literaturwissenschaften) grundlegende Kenntnisse in Theorien und Methoden erwerben, dasselbe im Modul der Rechts- oder Wirtschaftswissenschaften tun, Praxisseminare, Praktika und Auslandsaufenthalte absolvieren und (mindestens) zwei lebende Fremdsprachen beherrschen (lernen), um sich schließlich auch für interessante Abschlussarbeiten ihres Studiums zu qualifizieren, die ihrerseits dann oft einen transdisziplinären Pfad einschlagen, wie die hier angefügte Tabelle der kulturwissenschaftlichen Abschlussarbeiten am Beispiel des Jahrgangs 2003 verdeutlicht (es sind die Themen der im Laufe des Jahres 2003 an der Viadrina erfolgreich verteidigten Diplomarbeiten;

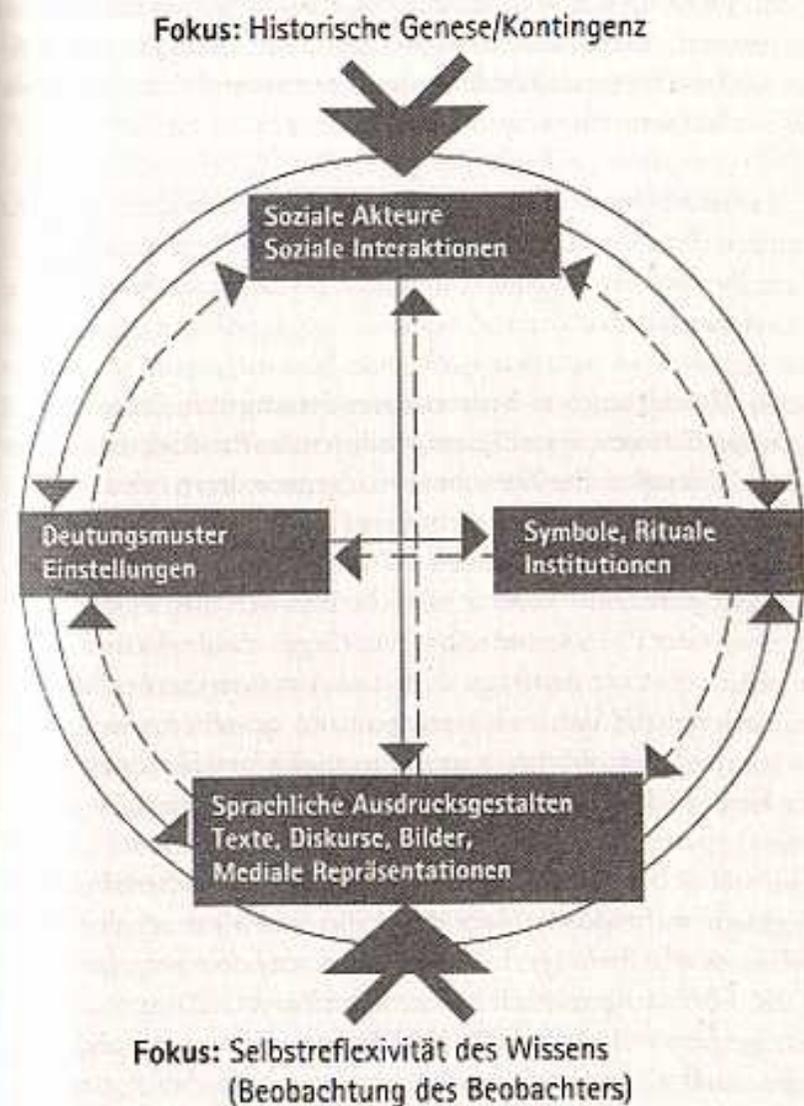
zunehmend werden derartige Themenstellungen dann in den künftigen Masterarbeiten auftauchen).

Mir scheint, an diesen Themen und Abschlussarbeiten kann schon ein wenig deutlich werden, welche neuen, bedeutsamen Fragestellungen eine kulturwissenschaftliche Perspektive aufwerfen und beantworten helfen kann, die durchaus über traditionell-disziplinäre Ergebnisformen hinausgehen. Hier sei nur auf drei Beispiele verwiesen, die mir besonders vertraut sind:

- Andrea Blaneck öffnet den Blick für wechselseitige Handlungsblokkaden von Unternehmern bei der Wirtschaftskooperation im deutsch-polnischen Grenzgebiet (aus dem Kontext der unterschiedlichen Verarbeitung unterschiedlicher Transformationserfahrungen), die in traditionellen Analysen harter Standortfaktoren regionalwirtschaftlicher Entwicklung kaum Berücksichtigung fanden.
- Julia Stamm deckt die Vielschichtigkeit von Identifikations- und Identitätsmustern türkischer Migranten der zweiten Generation auf, die sie auch in ihr politisches Engagement als neue deutsche Staatsbürger einbringen und sich so auch eindeutigen Zuschreibungskategorien verweigern.
- Paulina Rozycka weist die Auswirkungen einer (print-)medialen Dramatisierung und Instrumentalisierung bestimmter historischer Ängste um den polnischen Boden im Verlaufe der polnischen EU-Beitrittsverhandlungen nach, die ihrerseits politikwirksam für die polnischen offiziellen Verhandlungspositionen wurden.

Vielleicht zeigen solche Beispiele und die Liste gleich nach diesem Vorwort ja am Besten, mit welcher spannenden Themen man sich im Verlaufe eines kulturwissenschaftlichen Studiums an der Viadrina befassen kann. An dieser Stelle möchte ich noch einmal versuchen,

eine grobe Synthese aus den generellen Überlegungen zur Etablierung der Kulturwissenschaften als neuer Forschungsrichtung und auch aus den spezifischen, disziplinären Kapazitäten und Interessen an der Frankfurter Viadrina-Fakultät zu skizzieren. Das folgende Schaubild soll den Raum der möglichen kulturwissenschaftlichen Perspektiven quasi an etablierten Schlüsselbegriffen ausleuchten. Jedes der Phänomene in den vier (eher gegenstands- bzw. disziplinenbezogenen) Kästen steht sowohl für seine eigenen, konstruierenden Wirkungen auf die jeweils anderen, aber ebenso für seine Begrenztheit, Gerahmtheit durch die jeweils anderen, die sich wiederum in einer rekonstruktiven Forschungsarbeit erschließen ließe. (Dieser Zirkularität ist nur durch die Setzung eines – etwa aus disziplinären Forschungsvorleistungen und deren fühlbar gewordenen Grenzen – begründeten Ausgangspunktes der jeweils angestrebten Untersuchung zu entkommen.) Für alle Teilsphären und die Beziehungen zwischen ihnen gelten zwei übergreifend gültige Perspektiven einer historisierenden und selbstreflexiven Betrachtungsweise:



So ließe sich also m. E. der Kern spezifisch kulturwissenschaftlicher Ansätze zusammenfassen:

- das historisch Vorfindbare nicht als Unvermeidliches, sondern als Gewordenes, von Menschen Gemachtes zu verstehen (einerlei, ob es sich um Staatsformen, Verfassungen, Denkmäler, Steuergesetze, Kleider- oder Heiratsvorschriften, sprachliche Konventionen handelt);
- das Handeln von Menschen, Gruppen oder größeren Kollektiven (Ethnien, Nationen, multinationalen Milieus etc.) als überindividuell verstehbare, sinnstiftende, sinnkonstruierende Praxis zu betrachten;
- die Herstellung von Bedeutungszuweisungen in Texten, Symbolen, Ritualen, sprachlichen, medialen Ausdrucksgestalten aller Art als empirische Tatsache zum eigenständigen Schwerpunkt wissenschaftlicher Rekonstruktion zu machen;
- dabei jedoch die wissenschaftliche Beobachtung dieser Prozesse oder Phänomene selbst zum Gegenstand systematischer, selbstreflexiver Analyse zu erheben (um dem eigenen blinden Fleck auf die Spur zu kommen, um zu verstehen, wie wissenschaftliche Beobachtungsprozesse und Klassifikationen selbst Wirklichkeit konstruieren oder beeinflussen).

Gegenstände der Forschung in den Kulturwissenschaften sind folglich gerade nicht identisch mit den schier unendlich scheinenden, konkret vorfindbaren kulturellen Objekten, den vergegenständlichten, oft in materialisierter Form greifbaren Kulturprodukten. Kulturgegenstände oder Kulturobjekte werden erst dadurch und nur insofern zu Gegenständen kulturwissenschaftlicher Forschung, als es um die Entschlüsselung ihrer je spezifischen Bedeutung (siehe Max Webers Geleitspruch³) in je spezifischen Kontexten geht.

Sich dieser Differenz (zwischen Kulturgegenständen und Gegenständen der Kulturwissenschaften) zu nähern, war zugleich auch die Crux der hier im Folgenden präsentierten Kurzeassays von Kulturwissenschafts-Studenten des ersten Semesters, die im Rahmen meiner Einführungsvorlesung in die Kulturwissenschaften an der Viadrina im Wintersemester 2003/2004 u. a. die Aufgabe erhielten, sich einen Kulturgegenstand frei zu wählen, ihn kurz vorzustellen⁴ und daran anknüpfend, kulturwissenschaftlich relevante Fragestellungen aufzuwerfen. Das Ergebnis dieser Bemühungen war so überraschend bunt, engagiert, vielfältig, anregend, oft komisch und aufschlussreich, dass ich es nicht in tristen Aktenschranken vermodern lassen wollte (und seinerseits natürlich kulturwissenschaftlich interessant fand, wie der Leser nun schon ahnen wird: „welche Kulturgegenstände erscheinen Studenten aus X, Y, Z von heute interessant und hinterfragenswert im Rahmen einer kulturwissenschaftlichen Untersuchung?“ – selbst diese Reflexion der studentischen Reflexionen wäre ihrerseits eine kulturwissenschaftliche Arbeit wert, vielleicht um einen Eindruck davon zu bekommen, wie sich die heutige internationalisierte Studierendenschaft ihren Zugang zur Welt verschafft, um etwa Karl Mannheims Interesse an dieser vor jeder neuen Generation aufs Neue stehenden Herausforderung aufzugreifen ...)

Leider konnten wir hier aus Platzgründen auch gar nicht alle interessanten Beiträge (der insgesamt rund 180 Teilnehmer dieser Veranstaltung) abdrucken, zumal sich einige Themen überraschend häufig wiederholten: das betraf etwa das Mobiltelefon, Kleidungsstücke, Kinoplakate, Fotografien, Lebensmittel, Getränke, Genussmittel, Schallplatten ...

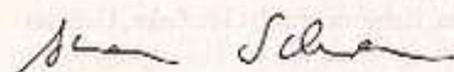
Diese Auswahl hier folgt auch nicht strengen wissenschaftlichen Kriterien, sondern eher dem größtmöglichen Kontrastprinzip bei der Auswahl der interessierenden Kulturgegenstände; Vielfalt war also prioritär und weniger die Perfektion der Darstellung. Mancher war offenbar so von seinen eigenen Fragen an die Bedeutungsgeschichte „seines“ Kulturgegenstandes gefesselt, dass er große Mühe schon auf den Versuch der (teilweisen) Beantwortung von

Fragen legte, was in solch kleinem Rahmen naturgemäß nur skizzenhaft gelingen kann. Dies hier ist also auch ein wenig der Appell um Nachsicht beim allzu kritischen Leser, der Manches vielleicht viel besser kennt, aber wohl anders betrachten würde; es war schließlich die erste kleine schriftliche Arbeit, die die AutorInnen überhaupt an der Universität geschrieben haben, noch dazu mit der Aufforderung, an Phantasie (auch beim Fragen) nicht zu sparen, was ja leider gerade hierzulande nicht selten als Gegenteil von wissenschaftlicher Ernsthaftigkeit missverstanden wird.

Kurzum – die folgende Auswahl studentischer Texte soll einfach Appetit machen auf die kulturwissenschaftlichen Spuren- und Bedeutungssuche und einen kleinen Spiegel dessen bieten, was die heute angeblich so „egotaktische“ junge Generation (wie es die neueste Shell-Studie⁹ resümiert) an ihrer Umwelt interessiert und des Fragens würdig findet.

Wir bitten alle StudentInnen, die hier nicht zu Wort kommen konnten, nicht zu enttäuscht zu sein, und wir bedanken uns besonders bei den AutorInnen für die Bereitstellung ihrer, teilweise leicht gekürzten, Texte.

Der spezielle Dank für die hilfreiche Unterstützung dieses Vorhabens gilt Frau Bauer und Frau Fest vom Universitäts-Pressereferat, Herrn Quiel vom Dezernat III, Frau Reitzig und Krystyna Szwochertowska für Organisations- und Gestaltungshilfen sowie den Verlegerinnen des Findling Verlages.



Prof. Dr. Anna Schwarz

1. Vgl. dazu: Schwarz, Anna / Jacobs, Jörg (Hrsg.) (1998): Experiment Grenzuniversität: Soziologische Erkundungen über die deutschen und polnischen Studierenden an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt(Oder). Frankfurt am Main; Berlin; Bern; New York; Paris; Wien: Peter Lang.
2. Greverus, Ina-Maria (1969): Zu einer nostalgisch-retrospektiven Bezugsrichtung der Volkskunde. In: Hessische Blätter für Volkskunde 60 (1969), S. 23.
3. Frühwald, Wolfgang/Jaß, Hans Robert/Koselleck, Reinhart/Mittelstraß, Jürgen/Steinwachs, Burkhard (1991): Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 40.
4. Ebd., S. 43
5. Vgl. Luhmann, Niklas (1995): Kultur als historischer Begriff. In: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4, Frankfurt a. M. 1985, S. 31
vgl. auch Böhme, Hartmut/Matussek, Peter/Müller, Lothar (2002): Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 11–33.
6. Vgl. das auch bei uns den Studierenden empfohlene Kompendium von Ute Daniel:
Daniel, Ute (2003): Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp; und
vgl. neue Sammelbände von KollegInnen der Kulturwissenschaftlichen Fakultät an der Viadrina:
Kittsteiner, Heinz Dieter (Hrsg.): 2004: Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten. München: Fink, Wilhelm;
Schwelling, Birgit (Hrsg.) (2004): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien, Methoden, Problemstellungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
7. Weber, Max (1904/1968): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnisse. In: ders. Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1968, S. 180 und S. 166.
8. Die Idee zu dieser Aufgabenstellungen habe ich von Birgit Schwelling und Arnd Wasserloos übernommen. (P.S. Auch sie sind auf dem Foto der Klausurprüfung unserer Fakultät Ende Mai 2004 im Schloss Neubardenberg – ganz hinten – zu entdecken. Die übrigen Teilnehmer sind sämtlich – mit Ausnahme unseres Gastes, 3. von rechts ganz vorn im Bild, des Literaturwissenschaftlers Prof. Lämmert aus Berlin – Mitglieder der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Viadrina.)
9. Vgl. Hurelmann, Klaus/Linssen, Ruth/Albert, Mathias/Quellenberg, Holger: Eine Generation von Igotaktikern? Ergebnisse der bisherigen Jugendforschung. In: Deutsche Shell (Hrsg.) (2003): Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, S. 31–51.

AbsolventInnen und Diplomarbeiten des Jahrganges 2003

Nachname – Vorname – Thema der Diplomarbeit – Betreuer

1. **Andrees, Edith**
Die „Große Hungersnot“ 1845–1849 als nationaler Gedächtnisort im irischen Museum – Prof. Dr. Gangolf Hübinger
2. **Aust, Stefan**
Die Personalisierung des Wahlkampfs – Eine Gegenüberstellung zwischen Deutschland und den USA – Prof. Dr. Michael Minkenberg
3. **Barckhausen, Florentine**
Amerika und der Highway – Prof. Dr. Christoph Asendorf
4. **Bergmann, Ruth**
Kontinuität und Transformation. Karthago und Ravenna im Übergangszeitalter der Spätantike und des frühen Mittelalters – Prof. Dr. Dr. Ulrich Knefelkamp
5. **Blaneck, Andrea**
Netzwerke und Kooperationen an der deutsch-polnischen Grenze. Untersuchungen zum wirtschaftlichen Milieu in grenznahen Gebieten am Beispiel von IuK-Unternehmen und regionalen Wirtschaftsfördererinstitutionen – Prof. Dr. Anna Schwarz
6. **Boszko, Malgorzata**
Die nonverbale Kommunikation und die Gebärdensprache. Ihre Bedeutung für die zwischenmenschliche Kommunikation – Prof. Dr. Hartmut Schröder
7. **Brüning, Gilbert**
Schwierigkeiten der Zusammenarbeit in der deutsch-polnischen Wirtschaftskommunikation. Erläuterungen am Beispiel der Kulturdimensionen von Geert Hofstede und Alexander Thomas – Prof. Dr. Stilian Yotov
8. **Bruns, Bettina**
Zwischen Ferienhaus in den Masuren und Arbeitsplatz in der Bundesverwaltung – eine empirische Analyse von Integrationsstrategien von Migranten aus Polen in Berlin – Prof. Dr. Anna Schwarz
9. **Buchwalder, Anja**
Machtwechsel und Verfassungswandel in den Hansestädten Lübeck, Rostock und Stralsund – Prof. Dr. Dr. Ulrich Knefelkamp

10. **Chorzepa, Malgorzata**
Die Tabus in der Sprache am Beispiel der polnischen Mundarten – Prof. Dr. Hartmut Schröder
11. **Cicha, Paulina**
Einsatz von neuen Medien im integrativen Fremdsprachenunterricht. Eine empirische Studie am Beispiel von E-Mail-Tandems – Prof. Dr. Waldemar Pfeiffer
12. **Ciecierzynska, Aleksandra**
Theorie und Praxis des Fremdspracherwerbs im Kindesalter unter besonderer Berücksichtigung des Spracherwerbs in bilingualen Kindertagesstätten – Prof. Dr. Waldemar Pfeiffer
13. **Czarnecka Malgorzata**
Kulturgutschutz bei bewaffneten Konflikten – Prof. Dr. Uta Hengelhaupt
14. **Dobrowolski, Marcin**
Historische Identität am Beispiel von Frankfurt (Oder) und Slubice – Prof. Dr. Dr. Ulrich Knefelkamp
15. **Dörfer, Sylva Mabel**
geschichtsbILDER. Über die Kunst – Vergangenheit auszustellen. „Das Gesicht der Weimarer Republik“ – eine Ausstellungsanalyse – Prof. Dr. Gangolf Hübinger
16. **Fazliu, Aferdita**
Multimediales Lernen im Netz. Eine Evaluierung der Lern- und Lehrprogramme des Goethe-Instituts Inter Nationes – Prof. Dr. Waldemar Pfeiffer
17. **Fiedler, Benjamin**
ATTAC als neue soziale Bewegung. Deutungsmuster globalisierungskritischer Aktivistinnen – PD Dr. Gert-Rüdiger Wegmarshaus
18. **Gässler, Sandra**
Integrierte Besucherorientierung als Grundlage der Finanzierung öffentlicher und privatrechtlich-gemeinnütziger Kultureinrichtungen – Dr. Andrea Hausmann
19. **Gaul, Anna-Maria**
Die Vermittler – 102 Fenster und Scherbenhaufen. Zur Bedeutung der Glasmalerei der drei Chorfenster der Marienkirche Frankfurt (Oder) – Prof. Dr. Dr. Ulrich Knefelkamp
20. **Gebhardt, Steffi**
Anzeigenwerbung für Senioren. – Linguistische und marketingtechnische Untersuchungen – Prof. Dr. Harald Weydt
21. **Geisberger, Petra**
„In göttlicher Mission“. Die amerikanische Zivilreligion in den Reden von George W. Bush – Prof. Dr. Stilian Yotov

22. **Goldschmidt, Olaf**
Marktfaktor Naturschutzgebiet. Eine Betrachtung des Biosphärenreservats Schorfheide - Chorin aus sozio-ökonomischer Perspektive - Prof. Dr. Stefan Krätke
23. **Golebiewska, Elzbieta**
El Sur - la obra inacabada - una aproximación - Prof. Dr. Eckhard Höfner
24. **Gottschalk, Nora**
Der Suhrkamp Verlag als Teil bundesrepublikanischer Kulturgeschichte - Prof. Dr. Gangolf Hübinger
25. **Gniewosz, Agnieszka**
Mediale Repräsentation des EU-Beitritts Polens von drei deutschen Medien: Die Frage der polnischen Arbeitnehmer - Prof. Dr. Werner Schiffauer
26. **Guter, Andrea**
Heinrich Korn - ein Breslauer Wirtschaftsbürger im 19. Jahrhundert. - Prof. Dr. Gangolf Hübinger
27. **Hajduk, Magdalena**
Der weibliche Körper in den Zeugnissen der Überlebenden des Konzentrationslagers Auschwitz - Prof. Dr. Christa Ebert
28. **Harre, Angela**
Mihail Manoilescu - a political biography of national economist Prof. Dr. Helga Schultz
29. **Hartwich, Mateusz**
Quellen, Methoden und Scheiterhaufen. Hexenverfolgungen in Polen im Spiegel polnischer und westeuropäischer Forschung - Prof. Dr. Dr. Ulrich Knefelkamp
30. **Hartwig, Helge**
Die Entwicklung der Ausbildungsstätten in der Krankenpflege im Spiegel ausgesuchter Aspekte des politischen, ökonomischen und klinischen Strukturwandels der Städte Frankfurt (Oder) und Eisenhüttenstadt (Stalinstadt) von 1945 bis 1964 - Prof. Dr. Dr. Ulrich Knefelkamp
31. **Hommers, Anne**
Die kulturelle Identität der deutschen Minderheit in Oberschlesien 1945 bis 2000 - Prof. Dr. Helga Schultz
32. **Horack, Magdalena**
„Quartiersmanagement Tiergarten-Süd“ als Beispiel für wirtschaftliche, politische und kulturelle Entwicklung benachteiligter Bezirke in Berlin. Prof. Dr. Stefan Krätke
33. **Horn, Sonja**
Im Zeichen der Krise? Geisteswissenschaftler 1-2 Jahre

- nach ihrem Abschluss. Eine Analyse qualitativer Interviews - Prof. Dr. Werner Schiffauer
34. **Jagenow, Julia**
Die Küche als kommunikativer Ort. Eine soziokulturelle Studie - Prof. Dr. Harald Weydt
35. **Jahn, Manuela**
Lavalers Physiognomik: Kritik und Kontinuität - Prof. Dr. Hartmut Schröder
36. **Jakubiec, Marcin**
Deutsche und polnische Modalausdrücke in Übersetzungen in die jeweils andere Sprache - Prof. Dr. Harald Weydt
37. **Jaranowska, Monika**
Salsa in Polen. Kommunikation oder Provokation zwischen Tanz und Gesellschaft - Prof. Dr. Hartmut Schröder
38. **Juraszek, Anna-Maria**
Kunst als Zeichen und Kommunikation. Semiotische Ansätze zur Theorie der Kunst - PD Dr. Giovanni Lanza
39. **Kalisz, Berenika**
Motive der Partizipation von Frauen im öffentlichen Leben. Untersuchung anhand von polnischen, ost- und westdeutschen Studentinnen an der Viadrina - Prof. Dr. Detlef Pollack
40. **Kiel, Joanna**
Der Tod im Mittelalter in Mitteleuropa und in Mexico - Prof. Dr. Dr. Ulrich Knefelkamp
41. **Klein, Anna**
Das Politikfeld Soziale Stadtentwicklung in Frankfurt (Oder) am Beispiel der Sozial- und Konfliktberatung - Prof. Dr. Stefan Krätke
42. **Klemenska, Kamila**
The Polish Political Parties Opposing the EU-Accession - Prof. Dr. Michael Minkenberg
43. **Krausch, Thomas**
Der Einfluss der Politik auf Architektur und Städtebau im Deutschland des 20. Jahrhunderts - Prof. Dr. Christoph Asendorf
44. **Kusak, Arkadius**
Die Rolle der evangelischen Kirchen im gesellschaftlichen Umbruch in der DDR 1989/90 - Prof. Dr. Detlef Pollack
45. **Malak, Monika**
„Spanisch-Boom“ und „Latino-Trend“? Zur Entwicklung des Interesses in Deutschland; mit einem Ausblick auf Polen - Prof. Dr. Harald Weydt

46. **May-Langlechner, Malgorzata**
Migration und Integration in der Stadt. Zur sozio-ökonomischen Situation der polnischen Einwanderer in Berlin – Prof. Dr. Stefan Krätke
47. **Meincke, Anna**
„Willst Du den Frieden, dann Sorge für Freiheit und Gerechtigkeit“
Eine empirische Analyse der Einstellung zur NATO in der west- und ostdeutschen Bevölkerung im Zeitraum von 1990 bis 2001 – Prof. Dr. Detlef Pollack
48. **Müller-Szymonik, Karolina**
Zur Ästhetisierung des Menschenbildes unserer Zeit am Beispiel der Modelfotografie – Prof. Dr. Christoph Asendorf
49. **Müller, Dorit**
Zwei deutsche Armeen – ein „schwaches“ Geschlecht.
Frauen in Bundeswehr und Nationaler Volksarmee – Prof. Dr. Anna Schwarz
50. **Niedner, Ulrike**
Mobilität, Akkulturation, Vermittlung: Dimensionen diplomatischer Berufskultur – Prof. Dr. Werner Schiffauer
51. **Olszewska, Aleksandra**
Intermedialität und Literaturverfilmung am Beispiel von „Como agua para chocolate“ – Prof. Dr. Eckhard Höfner
52. **Palcat, Katarzyna**
Körpersprache als nonverbale Kommunikation – Prof. Dr. Hartmut Schröder
53. **Plachetka, Sandra**
„Wenn nichts mehr geht, dann geht's zum Pfarrer“: Eine empirische Untersuchung zur Funktion der Militärseelsorge in der Bundeswehr – Prof. Dr. Detlef Pollack
54. **Quecke, Diane**
„Deutsch als Zweitsprache“ an Berliner Grundschulen.
Elemente einer Bestandsaufnahme – Prof. Dr. Harald Weydt
55. **Reuber, Jonas**
Historismus und Jugendstil. Zur bürgerlichen und staatlichen Architektur Frankfurts an der Oder um 1900 – Prof. Dr. Gangolf Hübinger
56. **Ritter, Elisabeth Anemone**
Eine Universität erfindet sich neu – Traditionsbildung an der Universität Breslau im Prisma des Wandels – Prof. Dr. Karl Schlögel
57. **Rozycka, Paulina**
Die EU-Beitrittsverhandlungen im Spiegel der polnischen Tageszeitungen. Am Beispiel der Tageszeitungen „Zycie“, „Gazeta Wyborcza“ und „Rzeczpospolita“ – Prof. Dr. Anna Schwarz
58. **Rydzewski, Marek**
Segmentorientierte Personalbeschaffung am externen Arbeitsmarkt am Beispiel der Rekrutierung von technischen Führungsnachwuchskräften – Prof. Dr. Wolfgang Dorow
59. **Schaarschmidt, Anne**
„Miteinander nach Europa – Wspólnie do Europy“ – Stadtmanagement und Image: Die Inszenierung des Überschreitens einer nationalen Grenze in Frankfurt (Oder) und Stubiice 2003. – Prof. Dr. Werner Schiffauer
60. **Schnurrer, Kathrin**
Positionen innerhalb des polnischen Katholizismus zum EU-Beitritt Polens – Prof. Dr. Detlef Pollack
61. **Schwager, Leonore**
Das DDR-Plakat als „Chronist seiner Zeit und Umwelt“ – Prof. Dr. Christoph Asendorf
62. **Schwarze, Hendrikje**
Der Konsument im globalen Supermarkt. Konsum, Lifestyle und kulturelle Identität im Blickfeld der Marktstrategien aus gewählter transnationaler Unternehmen – Prof. Dr. Stefan Krätke
63. **Skucinska, Ewelina**
Der Kampf um die Reinheit der französischen Sprache. Ein historischer Überblick über die Entwicklung seit dem 17. Jahrhundert – Prof. Dr. Harald Weydt
64. **Stamm, Julia**
Migration, Staatsbürgerschaft und politische Teilhabe: Neue Inländer in der Politik – das Beispiel deutscher Politiker türkischer Herkunft – Prof. Dr. Anna Schwarz
65. **Stankiewicz, Katharina**
Migranten aus Polen – unsichtbar gemacht? Die Folgen der Aussiedlerkategorisierung im Schatten der deutschen Einwanderungs- und Integrationspolitik – Prof. Dr. Michael Minkenberg
66. **Stepien, Agnieszka**
Die Freud'sche Theorie des Lachens in der Anwendung auf Andrej Platonovs Romanprosa – Prof. Dr. Christa Ebert
67. **Strauß, Kerstin**
Ostdeutschland – ein Land der Nichtwähler? Eine empirische Untersuchung des Nichtwahlverhaltens in den neuen Bundesländern von 1990–2002 – Prof. Dr. Michael Minkenberg

68. Szymanska, Marta
Die Oder-Neiße-Grenze und die Bevölkerungsproblematik in der Arbeit der Gemeinsamen UNESCO-Schulbuchkommission der BRD und der VR Polen – Prof. Dr. Helga Schultz
69. Tamchina, Janka
Visby und Lübeck: Von Handelspartnern zu Konkurrenten um die Stellung der zentralen Handelsstadt im Ostseeraum – Prof. Dr. Dr. Ulrich Knefelkamp
70. Tkaczyk, Dorota
Das Phänomen der Gleichgültigkeit in dem Roman von Albert Camus „Der Fremde“ – Prof. Dr. Anselm Haverkamp
71. Wajcowicz, Anna
„Alle Kunst ist zugleich Oberfläche und Symbol“ – Graphik des Jugendstils: Motive und Symbolik – Prof. Dr. Christoph Asendorf
72. Warner, Franziska
Zweisprachigkeitsprogramme für Spanisch sprechende Kinder im Süden der USA – Prof. Dr. Harald Weydt
73. Weise, Ronny
Stadtmarketing im Mittelalter oder planloses, aber erfolgreiches Wirtschaften der Städte? Betrachtungen der Städte Köln und Aachen vom 13. bis 15. Jahrhundert in Bezug auf moderne Stadtmarketinginstrumente – Prof. Dr. Dr. Ulrich Knefelkamp
74. Wemmer, Janek
Diskurse einer preußischen Regierungsbezirkshauptstadt. Kommunalpolitisches Agieren und städtbürgerliche Selbstdarstellung in Frankfurt an der Oder um 1900 – Prof. Dr. Gangolf Hübinger
75. Wemmer, Kathrin
Auf dem Weg zum „neuen Menschen“. Schwedische Beiträge zur europäischen Moderne und ihre Rezeption in Deutschland um 1900 – Prof. Dr. Gangolf Hübinger
76. Wille, Almut
Zwischen Devastation und Wiederaufbau. Aus der Frankfurter Dammvorstadt wird Slubice 1945–1949 – Prof. Dr. Karl Schlögel
77. Wojtala, Sylwia
Die EU-Informationenkampagne im polnischen öffentlich-rechtlichen Fernsehen – Prof. Dr. Hartmut Schröder
78. Zacharova, Jana
Politische und wirtschaftliche Transformation der Slowakei nach 1993 – Prof. Dr. Anna Schwarz

Nicht die „sachlichen“ Zusammenhänge der „Dinge“, sondern die gedanklichen Zusammenhänge der Probleme liegen den Arbeitsgebieten der Wissenschaften zugrunde:

Wo mit neuer Methode einem neuen Problem nachgegangen wird und dadurch Wahrheiten entdeckt werden, welche neue bedeutsame Gesichtspunkte eröffnen, da entsteht eine neue „Wissenschaft“.

Max Weber

Adventskerze

„Advent, Advent, ein Lichtlein brennt ...“

Die Kerze ist ein symbolischer und zugleich alltäglicher Gebrauchsgegenstand. Traditionell zünden wir wöchentlich, bevor die Geburt Jesus Christi gefeiert wird, vier Wochen lang je eine Adventskerze an. Der Advent (von lateinisch *adventus* „Ankunft“) umfasst seit Papst Gregor dem Großen (um 540 bis 604) vier Sonntage. Diese Vorbereitungszeit ist ursprünglich mit Fasten, Gebeten und Buße tun verbunden. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts gibt es den Adventskranz, der anfänglich aus vier großen und 24 kleineren Kerzen bestand (tägliches Anzünden einer Kerze, sonntags die größeren). Die evangelische Kirche beginnt mit dieser Zeit das Kirchenjahr.

Im Bereich der christlichen Religion stellt die Kerze das Sinnbild für das Leben, die Erleuchtung und die Nähe zu Gott dar.

„Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ (*Offenbarung Christi*). Hier stellt sich ein Gegensatz zwischen Licht (=der Geist, das Gute) und Finsternis (= die Materie, das Böse) heraus. Die Kerze erhellt (erleuchtet) ihre Umgebung und vertreibt die Dunkelheit und damit verbundene „dunkle“ Mächte oder im übertragenen Sinne den Tod. Die dualisierte Weltanschauung ist sehr alt und in vielen Glaubensgemeinschaften grundlegend verankert. Das Löschen und Wiederanzünden von Altarkerzen symbolisieren den Tod und die Wiederauferstehung Christi. Um den Weg bzw. die Gesetze Gottes zu erleuchten und zu weisen, wird in der jüdischen Tradition eine Kerze vor der Thora entzündet. Denn um den Tod zu überwinden, muss man „erleuchtet“ werden, den Weg ins Licht gehen.

In vielen religiösen Prozessionen wird eine Kerze vorangetragen, um dem Gläubigen den Weg zu weisen. In verschiedensten Kul-

turkreisen sowie in einigen Naturreligionen und heidnischen Brauchtümern wird die Kerze ebenfalls als Kultobjekt verwendet (z. B. Kerzenkreis bei Teufelsbeschwörungen).

Ursprünglich wurde dieser ca. 2.000 Jahre alte Gegenstand aus Talg (tierisches Fett) oder Bienenwachs hergestellt und war zunächst nur privilegierten Religions- und Gesellschaftskreisen zugänglich. Hohe Beamte im antiken Rom ließen sich Wachslichter (*cereus*, *cera*, *candela* – antike und mittelalterliche Bezeichnungen) vorantragen, um damit ihre Macht und Ehrbarkeit zu unterstreichen (daher auch der Begriff „heimleuchten“). Geschichtlich ist das „mobile Licht“ also mit Herrschaftsprivilegien und der Nähe zur Gottheit verknüpft. Zu erwähnen wäre hier noch die Kostbarkeit des Bienenwachses, das im Mittelalter sogar als Zahlungsmittel fungierte. Es gab drei Wertigkeitsstufen, wobei das weiße Wachs (*cera virginea*) als besonders rein/jungfräulich und heilig galt. Altarkerzen durften nur weiß sein.

Als Kulturgegenstand stellt die Kerze ein besonderes Objekt dar, denn sie versinnbildlicht Natur und Kultur in einem. Vom Menschen hergestellt ist sie dem Bereich der Kultur zuzuordnen, durch das Entfachen des Dochtes kommt ihr natürlicher Aspekt ins Spiel. Als der Mensch die Macht über das Feuer erlangte, vollbrachte er einen großen Entwicklungsschritt. Hier verschaffte er sich einen Vorteil gegenüber seiner natürlichen Umwelt und speziell zum Tier, das instinktiv eine Aversion gegen das Feuer hat.

Die Menschheit wurde durch die Kontrolle des Feuers unabhängiger von Jahreszeiten (Wärmespender), Tageszeiten (Lichtspender) und sicherer vor Angriffen von Raubtieren. Es war möglich, Arbeiten auch nachts durchzuführen, was vermutlich den Evolutionsprozess beschleunigte. Des Weiteren war die Population gesichert und die Menschheit verbreitete sich zunehmend und schaffte die materielle Seite der Kultur, nämlich die Zivilisation und dadurch die Abgrenzung von der Natur.

In Form der Kerze hat das Feuer bis heute nicht an Bedeutung in unserem täglichen Leben verloren. Es gibt unzählige Variationen in Form, Farbe und Geruch. Sie dient nicht mehr nur als Licht-

spender in der Nacht, sondern auch als Dekoration oder Kunstobjekt (z. B. Votiv-Kerzen).

Im Laufe der Jahrhunderte haben sich zahlreiche Traditionen entwickelt, in denen die Kerze eine wichtige Rolle spielt. Was wäre ein Geburtstagskuchen ohne Kerzen zum Ausblasen, ein romantischer Abend zweier Verliebter ohne intimen Kerzenschein oder ein Besuch auf dem Friedhof ohne das Aufstellen eines Grablichtes? Der natürliche Schein des Feuers erzeugt in uns ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit und bietet eine Erholung von unserer elektrisierten, grellen Alltagswelt. Die Kerze verbindet somit kulturelle und natürliche Bedürfnisse des Menschen.

Gerade in der Weihnachtszeit/Adventszeit besinnen sich die Menschen auf ihre Ursprünge zurück. Sei es im religiösen Sinne auf die Geburt des Erlösers Jesus oder im atheistischen Sinne auf Menschlichkeit, Frieden und Nächstenliebe.

Böhme, Hartmut:

Orientierung Kulturwissenschaft, Hamburg 2000.

Finkenstaedt, Th. u. H.:

Stängelstirnhellige und große Kerzen. Weißbrot 1968.

Meyers Kleines Lexikon Religion:

Mannheim 1987.

Seidel, Katrin:

Die Kerze. Motivgeschichte und Ikonologie, Hildesheim 1996.

Wünneberg, Rolf:

Andechter Votiv-Kerzen, Augsburg 1966.

Katja Siepmann

Transformation von Kultur anhand des Amulettes „Tiki“ der Maori Kultur

Im Folgenden soll folgende Frage diskutiert werden: Wie hat sich die Bedeutung und Funktionalität des Amuletts im Laufe der Zeit verändert?

1. Der Begriff Kultur und die Maori

Kia Ora – so begrüßt man sich unter den Ureinwohnern des Landes, wo der Kulturgegenstand herkommt, der in dem vorliegenden Text diskutiert werden soll. Doch erstmal soll der Begriff der Kultur näher beleuchtet werden.

Bei dem Begriff Kultur stimmt die Literatur nicht über ein, die Definitionen sind weder identisch noch eindeutig voneinander abgegrenzt. Nach einer Definition von Marschall¹ ist das Ursprüngliche, was nach dem Urknall entstanden ist, die Natur und das Übrige, was der Mensch hinzugefügt und verändert hat, zählt zur Kultur. Viele der in der Natur vorhandenen Objekte werden durch den Menschen zum Kulturgegenstand. Kulturen sind unter anderem auch komplexe Zeichensysteme, die sich durch die Verwendung der unterschiedlichen Zeichen voneinander unterscheiden. Kultur wäre ohne den Zeichengebrauch gar nicht möglich. Bei den Kultur bezogenen Zeichen gehen die Meinungen verschiedener Kulturen über die Bedeutung oft auseinander. Doch beim Verstehen dieser Zeichen kann ein Verständnis für die jeweilige Kultur erlangt werden. Dieses Verständnis soll im folgenden Text versucht erlangt zu werden, bei dem ein Kulturgegenstand betrachtet und diskutiert wird.

Als kultureller Gegenstand steht mir ein Anhänger der Ureinwohner Neuseelands, der so genannten Maoris, zur Verfügung. Als Erstes soll ein kleiner Einblick in die Geschichte der Ureinwohner gegeben werden und dann im zweiten Teil ein Amulett betrachtet und kulturell hinterfragt werden.

Im Jahre 800 nach Christi besiedeln die Maoris Neuseeland. Vor dieser Zeit gab es laut der Erkenntnis der modernen Wissenschaft kein menschliches Leben auf den kleinen Inseln im Pazifischen Ozean im Süd-Osten von Australien. Die Maoris, die ihre Heimat „Aotearoa“ nennen (übersetzt heißt das soviel wie Land der langen weißen Wolke), lebten auf Aotearoa bis 1642 ohne Zwischenfälle und Bedrohung von außen. Die einzigen Bedrohungen gingen von den einzelnen polynesischen Gruppen aus, die sich untereinander bekriegten, denn die frühere Heimat der Maoris war Polynesien. Doch 1642 entdeckte der niederländische Seefahrer Abel Tasman, nach dem auch ein großer Nationalpark auf der Südinsel benannt wurde, das erste Mal das Land am „anderen Ende der Welt“. Ab dieser Zeit wurde Aotearoa immer „wieder entdeckt“, bis 1769 der englische Seefahrer James Cook die Inseln für England in Besitz nahm. Von diesem Moment an gab es immer wieder Konflikte zwischen den Ureinwohnern und den englischen Besatzern. 1840 sollte dem ein Ende gesetzt werden und der Vertrag von Waitangi wurde aufgesetzt. Dieser Vertrag sollte das friedliche Nebeneinanderleben regeln. Verblüffend ist die Tatsache, dass zu dieser Zeit rund 100-mal mehr Maoris das Land bevölkerten und sie sich trotzdem von den Engländern vertreiben und beherrschen ließen. Der Vertrag wurde von den Engländern so ausgelegt, dass sie alle Vorteile auf ihrer Seite hatten und den Maoris kaum Rechte und Land zum Leben zur Verfügung stellten. Heute beträgt die Zahl der Maoris noch 18 Prozent der Gesamtbevölkerung von rund 3,8 Millionen Einwohnern. Die Rechte auf den Grundbesitz haben sich bis in unsere heutige Zeit noch nicht geklärt und es ist auch noch kein Ende in Sicht.

2. Das Amulett „Tiki“ und seine Bedeutung

Im Folgenden möchte ich den Weg beschreiben, wie aus einem natürlichen Stoff durch Menschenhand ein Kulturgegenstand wird. Durch kognitive Prozesse versah der Mensch diesen Gegenstand

mit einer Bedeutung und über die Kommunikation übermittelte er diese bis in unsere heutige Zeit. Dieses Amulett ist für die weiße neuseeländische Bevölkerung eher uninteressant, aber für die Maori sind diese Amulette von hoher Bedeutung, da dadurch ein gewisses Einkommen erzielt wird. Der Begriff Amulett wird im neuen großen Lexikon in Farbe folgendermaßen definiert: „Gegenstand, der seinem Träger als magischer Schutz gegen Dämonen oder Unheil dient.“⁶⁷

Am Anfang wurde das Amulett – genannt Tiki – aus Wal-knochen und Greenstone (Jade) gefertigt. Nach den heutigen Walfschutzesetzen, die auch in Neuseeland gesetzlich durchgesetzt wurden, waren die Seltenheit und der hohe Preis des Greenstone der Anlass dafür, dass die heute gefertigten Amulette aus Kuhknochen bestehen. Es musste ein Material gefunden werden, was leicht zu bearbeiten war, aber dennoch sehr robust ist. Die echten Amulette werden auch heute immer noch von Hand gefertigt.

Im Folgenden soll das Aussehen beschrieben werden. Das Amulett ist ungefähr 7cm groß und sieht einem Fischhaken ähnlich, wobei das Ende wie eine Wal- bzw. Fischflosse ausläuft. Betrachtet man die eine Seite des Hakens, sind am unteren Ende, Schnitzereien zu sehen. Es soll Farn darstellen, die Nationalpflanze Neuseelands. Die andere Seite hat ebenfalls die Farnschnitzereien am unteren Ende aber zusätzlich sieht man am Hakenanfang ein weinendes Auge, welches ebenfalls eingeschnitzt ist. Jede dieser eben genannten Eigenschaften hat eine Bedeutung. Wichtig zu erwähnen ist noch, dass die Maoris ihren Lebensunterhalt durch den Fischfang verdienten und das teilweise auch heute noch tun. Aus diesem Grund ist das Amulett von dieser Hauptaufgabe geprägt. Der Fischhaken steht für den Erfolg, ursprünglich für den Erfolg beim Fischfang, denn der Fischhaken und die Walflosse in Verbindung soll Zuversicht für das Vorgenommene geben. Die Fahrt auf dem Meer war jeden Tag wieder gefährlich und man musste mit Fisch zurückkehren, um seine Familie ernähren zu können. Der Farn steht für das Wachstum und die Fruchtbarkeit. Hier vermute ich, dass es ebenfalls auch auf den Fisch bezogen wird, denn ohne

die Vermehrung des Fisches sähe der Fang sehr mager aus. Als Letztes das weinende Auge, es symbolisiert die Kehrseite des Lebens. Es gibt immer eine gute und eine schlechte Seite und dies soll hiermit in Erinnerung gerufen werden und nicht zum Aufgeben anregen. Im Hinblick auf einen weiblichen Träger stimmt nur die letzte Interpretation überein. Die Trägerin soll natürlich selbst mit Fruchtbarkeit gesegnet sein und Erfolg und Zuversicht beziehen sich hier vielmehr auf das alltägliche Leben der Frau.

3. Die Diskussion der Fragestellung

Nachdem das Aussehen und die Bedeutung geklärt sind, komme ich im Weiteren zur Bedeutung des Amulettes in der damaligen und heutigen Zeit. Damals sah man das Amulett als einen Glücksbringer und Beschützer an. Die Ureinwohner glaubten an die positive Wirkung, die auf den Träger übertragen wird. Der Glaube an Götter hat das Leben der Maoris geprägt. Mit diesem Amulett konnte eine Verbindung zu demjenigen Gott aufgebaut werden, von dem man sich Unterstützung und Schutz erwartete. Vergleichen kann man dieses mit dem Christentum, bei dem das Tragen des Kreuzes einen religiösen Hintergrund hat. Aber es diente auch als Schmuckstück für die Maoris. Die Ureinwohner Neuseelands hatten und haben auch immer noch einen ausgeprägten Hang zum Schmuck und der Körperverschönerung. Dies wird vor allem bei kulturellen Handlungen im Rahmen des Tourismusprogramms zur Schau gestellt. Leider kann ich nicht sagen, inwieweit sich die Bedeutung der Kulturgegenstände für die heutigen Maoris erhalten hat. Ihre Kultur ist zu ihrer Arbeit geworden, wobei es zur Vermarktung gerade dieser Kultur kommt. Es kommt zum Verkauf ihrer Traditionen, Bräuche und Schmuckgegenstände an die Touristen.

In der heutigen Zeit hat die kulturelle Funktionalität dieses Amuletts mit Sicherheit an Bedeutung verloren und wird meiner Meinung und Erfahrung nach nur aufgrund seines Aussehens und seiner Herkunft als Mitbringsel gekauft. Heutzutage fahren die Träger nicht mehr raus aufs Meer und benötigen somit keinen Schutz

durch die Götter. Hauptabnehmer dieses Amulettes sind Touristen oder Einheimische, die einem Freund ein Geschenk machen möchten. Die Touristen verpassen ihrem gekauften Gegenstand ihre eigenen Bedeutungen, die nichts mit der ursprünglichen von den Maoris erdachten Bedeutung zu tun haben.

Als weiteres Argument ist anzuführen, dass der Träger dieser Symbolik der Kuhknochen ist und nicht wie damals der Wal-knochen, so dass meiner Meinung nach damit ein Teil der kulturellen Bedeutung ebenfalls verloren gegangen ist.

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich die Bedeutung dieses Kulturgegenstandes, wenn überhaupt, nur für die Ureinwohner erhalten hat, da diese das Wissen durch ihre Vorfahren überliefert bekommen haben. Die Weitergabe hat vor allem durch die Kommunikation von Mund zu Mund funktioniert.

Aufgrund der Tatsache, dass die Ureinwohner ihren Lebensunterhalt nicht mehr primär durch den Fischfang bestreiten, haben sich die Maoris eine andere Einnahmequelle gesucht. Diese orientiert sich an der Haupteinnahmequelle Tourismus. Amulette werden heute nicht mehr für ihre eigentliche Bestimmung produziert, sondern werden als Massenprodukt für den Tourismus hergestellt.

An diesem gewählten Beispiel ist zu erkennen, dass der Mensch sich von seinen alten Kulturwerten löst und sich neuen zuwendet. Werte, die auf Traditionen gewachsen sind, weichen der modernen Marktwirtschaft. Eine Bewertung soll mit dieser Arbeit nicht vorgenommen werden. Sie soll lediglich informieren und zum Nachdenken anregen. Trotz dieses spürbaren Kulturverlustes möchte ich meinen Aufsatz mit den Worten beenden, wie ein Maori es zur Verabschiedung tun würde: *Kia ora*.

1 Vgl. Hansen, K. P. (1995):

Kultur und Kulturwissenschaften. Tübingen und Basel: Francke Verlag, S. 17.

2 Neues großes Lexikon in Farbe (1996):

Traurwein Lexikon Edition.

Foto

Viele Menschen glauben, dass die Fotografie viel mit der Malerei zu tun hat. Eigentlich scheint die Kunst der Fotografie genauso schwer wie die Malerei zu sein. Es ist wirklich schwer, die Augenblicke des Lebens auf ein kleines Bild zu bannen und für immer festzuhalten. Aber auch in diesem Bereich, wie auch bei der Malerei, entwickeln sich besonders große Talente. Deren Fotos können wir in Galerien oder in Foto-Ausstellungen bewundern. Ich möchte aber nicht über bekannte Fotografen schreiben, weil ich glaube, dass viele Menschen, die in ganz normalen Familien leben, oft und gerne den Fotoapparat benutzen. Für mich ist dieser eine Anlage, die ich fast immer bei mir habe und oft benutze. Auf diese Weise bilde ich eine Geschichte meines Lebens.

Hier möchte ich das Foto meiner Familie beschreiben. Das waren unsere ersten gemeinsamen Sommerferien am Meer. Die Eltern waren noch sehr jung und ich war klein und nur dieses Foto bringt mir ins Bewusstsein, dass wir solche Ferien erlebt haben, weil mein Gedächtnis nicht so fern in die Vergangenheit reicht. Wenn wir das Foto als kulturwissenschaftlichen Gegenstand betrachten wollen, können wir folgende mögliche Fragestellungen daran formulieren:

- *Kann man das Foto als einen Personalausweis betrachten?*
- *Kann das Foto die wichtigsten Momente unseres Lebens und unser Bildnis für die nächste Generation bewahren?*
- *Können wir mit Hilfe von Fotos Charaktereigenschaften und einen sozialen Status der Menschen erkennen?*
- *Kann man das Foto als Museum der vergangenen Epoche betrachten?*
- *Welche Bedeutung transportieren die Symbole, die auf dem Foto zu sehen sind?*

- *Produziert das Foto ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe (Familie, Stämme, Organisationen)?*
- *Kann man das Foto als Kulturträger bezeichnen?*

Ich glaube, dass das Foto ein wunderbares Beispiel für einen Kulturgegenstand ist, weil es nicht nur als ein Andenken dient, sondern genauso wie der Personalausweis als Identitätsausweis betrachtet werden kann. Es ist ein Zeichen für uns selbst, dass wir existieren, einen eigenen Namen, Vornamen, aber auch ein Aussehen besitzen, dass wir ein Teil der Gesellschaft sind. Das Foto ist auch ein wichtiges Zeichen für zukünftige Generationen. Mit Hilfe von Fotos werden meine Kinder und später meine Enkelkinder mein Bild immer vor Augen haben. Dadurch wird meine Person nicht vergessen und das Gedächtnis über mich und über unterschiedliche Aspekte meines Lebens bleiben noch lange lebhaft. Aus dem Ausdruck des Gesichts der fotografierten Menschen lassen sich auch manchmal ihre Charaktereigenschaften leicht erkennen, was in Verbindung mit ihrer Kleidung ein wirkliches Bildnis der Person in unserem Geiste hervorrufen. Es ist möglich zu erkennen, ob eine Person reich oder arm war und auf Grund der getragenen Kleidung kann man die Epoche ihres Lebens festlegen. Manchmal bewahren die Fotos die typischen Merkmale einer bestimmten Epoche oder Zeit, sichtbar z. B. an den Spielzeugen für Kinder, den alten Radios oder Plattenspielern, aber auch an den alten Autos oder Fahrrädern. Diese Dinge sind nur noch in Museen oder auf alten Fotos zu sehen. Also ist es ein wichtiges Andenken für künftige Generationen.

Besonders schön und interessant sind die schwarz-weißen Fotos. Heutzutage beginnt man wieder, schwarz-weiße Fotos zu machen und ihre Qualität ist schon viel besser als 50 Jahre früher. Farbige Fotos oder Fotos, die mit einem Digitalapparat oder Handy gemacht sind, besitzen zwar eine sehr hohe Qualität, aber alte schwarz-weiße, ein bisschen unklare, unscharfe und undeutliche Bilder haben einfach ein spezifisches Klima, eine Seele.

Besondere Bedeutung haben für uns die Fotos, mit denen wir

persönlich verbunden sind. Das können die Bildnisse von unserer Oma, unserem Opa, unseren Eltern oder Geschwistern sein. Es ist heute sehr modern, alte Porträts von unseren Vorfahren im Salon an der Wand aufzuhängen. Viele Menschen zeigen auch mit solchen Fotos den Stammbaum ihrer Familie. Die Menschen suchen nach ihren historischen Wurzeln. Nur so können sie ihre eigene Herkunft bestimmen. Die Fotos entwickeln in den Menschen das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe. Das Foto, das ich mitgebracht habe, gibt mir ein Bewusstsein, dass ich ein Teil einer Familie bin. Das Foto, das während der Probe des Chores gemacht wurde, ist für mich ein Zeichen dafür, dass ich ein Teil einer Gruppe oder Organisation bin. Die Fotos von meiner Taufe sind ein Beweis dafür, dass ich ein Mitglied einer bestimmten religiösen Gemeinschaft bin. Alle diese kollektiven Subjekte, zu denen ich gehöre, sind Träger, Produzenten und Vermittler kultureller Praxen und Repräsentationen.

Ich glaube, dass wir das Foto auch als einen Kulturträger betrachten können. Sie zeigen uns einen großen Teil der Geschichte. Mit Hilfe von Fotos wissen wir heute, wie viele bekannte Personen ausgesehen haben. Es geht hier nicht nur um Politik, aber auch um Philosophie oder Literatur. Außerdem zeigen uns die Fotos, wie sich die Frisuren und die Mode im Laufe der Zeit verändert haben. Die verschiedenen Frisuren und Klamotten meiner Mutter spiegeln die einzelnen Etappen ihres Lebens wider. Auf Grund der Fotos können wir feststellen, dass die Mode aus vergangenen Jahren zu uns zurückkehrt.

Das Foto erfüllt also viele Elemente, die ein kulturwissenschaftlich interessanter Gegenstand enthalten sollte. Es ist ein Personalausweis, die Erinnerung oder das Museum der Vergangenheit. Außerdem ist das Foto ein Kulturträger. Es kann ganz viel über die Charaktereigenschaften der Menschen sagen, aber auch das Bewusstsein der Zugehörigkeit der Menschen zu bestimmten Gruppen entwickeln. Fotos bringen also ganz viele positive kulturwissenschaftliche Elemente mit, darum sollen sie so oft wie möglich gemacht werden.

Anja Pohle

Gitarre

Zu Beginn dieser schriftlichen Arbeit möchte ich meinen Kulturgegenstand beschreiben. Es handelt sich um eine handgefertigte, funktionstüchtige Gitarre von 16 cm Breite und 50 cm Länge. Für die aufwendige Verarbeitung dieses Gegenstandes wurden größtenteils Naturmaterialien verwendet. Auf beiden Seiten der Gitarre steht gut leserlich: Für *Anja von Babu* und *Ziguinchor Lycée* geschrieben. Nun kommt natürlich die Frage auf, warum die Gitarre ein Kulturgegenstand für mich ist.

Jedes Mal, wenn ich in mein Regal schaue und die kleine Gitarre aus dem Senegal sehe, blicke ich zurück ins Jahr 1997, als gerade Frühling war und für mich ein unvergesslicher Kulturaustausch stattfand.

Alles begann mit einem regen Briefwechsel der Direktorin meiner damaligen Schule in Frankfurt (Oder) mit dem Gymnasium in Ziguinchor in Senegal. Durch die Mithilfe vieler Lehrer, der Auslandsbehörde und vor allem zahlreicher Sponsoren konnte erstmals ein Schüleraustausch aus Ziguinchor nach Frankfurt ermöglicht werden. Drei Schülerinnen und ich – wir waren Schüler des Französischkurses der 12. Klasse – hatten dann die besondere Aufgabe, unsere Gäste aus dem Senegal zu betreuen. Um stets für unsere Gäste da zu sein, wurden wir gemeinsam in Wulkow in einem Landhaus untergebracht. In diesen Tagen tauschten wir unsere unterschiedlichen Kulturen in Bereichen wie Musik, Kunst, Sport aus. So zeigten die Gäste aus Ziguinchor uns die Technik des Trommelns und dazu unterschiedliche Tänze, was sehr typisch für ihre Kultur ist. Wir brachten ihnen die Seidenmalerei und das Herstellen von Kosmetikartikeln bei, woran sie sehr großen Spaß hatten und viel Eifer bewiesen. Als Sportart ist für die Senegalesen Fußball das Größte, so dass wir mit den Jungs oft Fußball spielten.

Große Unterschiede stellten wir gemeinsam in unseren Essgewohnheiten und in unserer Mentalität fest. Während wir zum Beispiel pünktlich vor unserem Kleinbus standen, um zu unseren Veranstaltungen nach Frankfurt zu fahren, ließen sich die Senegalesen stets sehr viel Zeit, frühstückten ganz gemütlich und haben überhaupt nicht verstanden, warum wir es so eilig hatten, obwohl wir immer zu spät zu den Terminen kamen. Zum kulturellen Programm gehörte u. a. auch ein Besuch einer polnischen Schule in Slubice, die Fahrt durch Frankfurt mit der traditionellen Straßenbahn für Sonderfahrten sowie eine Führung durch das Rathaus in Frankfurt mit anschließendem Mittagessen im Ratskeller.

Das Besondere jedoch war für unsere neuen Freunde, das Leben innerhalb der Familie in Deutschland kennen zu lernen.

So wurde jedem Schüler aus Ziguinchor die Möglichkeit geboten, ein Wochenende bei uns in der Familie zu verbringen. Der Gast meiner Familie war 17 Jahre alt namens Babu. Auffallend war seine aufgeschlossene und fröhliche Art, so dass wir viel Spaß zusammen hatten. Nach dem ersten erlebnisreichen Tag in unserer Familie trafen wir uns dann abends mit den anderen Schülern und ihren Gästen aus Senegal und fuhren mit unserem gesamten Freundeskreis nach Kossenblatt zum Angeln und Rudern. Alle haben sich so gut verstanden, unterhalten und miteinander gelacht. Unsere Freunde haben ihnen das Angeln gezeigt, sind zusammen mit ihnen gerudert. *Wenn dann solche unglaubliche Harmonie zwischen zwei so unterschiedlichen Nationalitäten herrscht, kann man einfach nicht begreifen, dass Ausländerfeindlichkeit ein großes Problem in Deutschland ist.*

Nach diesem gemütlichen Abend folgte für Babu ein weiterer Tag in meiner Familie. Am Nachmittag kamen auch schon wieder meine Freunde zu Besuch und wir gingen nach einem Kaffeekränzchen gemeinsam am Oderdamm in Finkenherd spazieren. Wir waren alle sehr bemüht um das Wohlergehen von Babu und ich persönlich denke, dass ihm besonders durch dieses Wochenende die Unterschiede unserer beiden Kulturen aufgefallen sind. Zum Dank unserer Gastfreundlichkeit hat mir Babu die handgefertigte Gitarre geschenkt.

Seitdem ist dieser Gegenstand für mich ein Symbol für die Kultur des Volkes aus dem schönen Senegal. Es symbolisiert die Kraft, die Freude und die Unbeschwertheit dieses Volkes, trotz ihrer schweren Lebensverhältnisse und kleinerer Bürgerkriege, was ein Jahr später auch ein Grund für die Absage unserer Reise zum Schüleraustausch nach Senegal – zwei Tage vor Abflug – war.

Nun ergeben sich daraus einige kulturwissenschaftliche Fragen wie:

- *Welche innere Symbolik hatte die Gitarre für Babu?*
- *Ist es möglich, dass andere Betrachter die Gitarre mit einer anderen Kultur verbinden können?*
- *Gehört es zu den Traditionen des senegalesischen Volkes, ihre handgefertigten Gegenstände zu verschenken?*
- *Wenn dieser Gegenstand als Geschenk zu ihren Traditionen gehört, wie lange liegt diese Tradition zurück?*
- *Lässt der Gegenstand auf ihr Handgeschick und ihre Geduld für Handarbeit schließen?*
- *Kommt beim Betrachten des Gegenstandes der Gedanke an eine bestimmte Gesellschaftsform?*
- *Stellt die Gitarre die Vorliebe der Senegalesen für Klänge und Rhythmen dar?*
- *Welche Bedeutung hat Musik für das senegalesische Volk, hat sie vielleicht eine geschichtliche Bedeutung?*
- *Nutzen manche senegalesische Stämme Musik als Kommunikationsmittel?*

Handy

Kaum etwas in den letzten Jahren hat die allgemeine Lebenswirklichkeit so geprägt, wie das tragbare Telefon. Man begegnet ihm auf Schritt und Tritt, wohin auch immer man sich wendet.

Beginnen möchte ich aber zunächst mit einer technischen Vorstellung meines Kulturgegenstandes.

Das Mobiltelefon, oder umgangssprachlich Handy (engl.: *handy*; dt.: griffbereit, handlich), ist ein ortsungebundenes, netzunabhängiges Telekommunikationsmittel. Mittels Funktechnik werden die Sprachdaten über ein weltumspannendes Satellitennetz weitergeleitet.

Ausgestattet sind heute alle Modelle mit einem mehrzeiligen LC-Display. Dieser Minimonitor, wenn man so möchte, ermöglicht die Ansicht sämtlicher Bedienungsoptionen (Telefonbuch, Klingelton, Netzwahl usw.) sowie die Versendung und den Empfang kleiner Texte, so genannter SMS (Short Message Service).

Was hat die Nutzung des mobilen Telefons für direkte und indirekte Konsequenzen?

Der Besitzer eines Handys hat die fast uneingeschränkte Möglichkeit, sich von jedem beliebigen Ort aus, nehmen wir zum Beispiel ein Bergdorf im Himalaja, bei seiner Mutter in Herne zu melden und Informationen über das Wetter zu tauschen. Man ist also, sofern der energieliefernde Akku aufgeladen ist, jederzeit unter seiner gewohnten Nummer zu erreichen. Damit ist unmittelbar gegeben, dass wir, zumindest technisch gesehen, mit dem Handy zu einer ständigen Kommunikation fähig sind.

Diese Möglichkeit ist von vielen so verinnerlicht worden, dass sie sich im ersten Moment zu der Aussage hinreißen lassen, sich ein Dasein ohne ihr Handy nicht mehr richtig vorstellen zu können.

Das ist vielleicht auch verständlich, aber mit Sicherheit doch auch nur eine Frage der Gewöhnung. Oder nein, eine Frage der Organisation. In den meisten Fällen dient das Handy nur als Weg des geringsten Widerstandes.

So sagte doch neulich jemand zu mir, wie gut er es fände, dass es Mobiltelefone gibt. Er habe sich mit einem Freund bei einem Konzert getroffen. Nur ein kurzer Anruf, Standortvergleich und Treffpunkt vereinbaren. Aber auch die Leute vor 20 Jahren haben es fertig gebracht, zusammen auf Rockkonzerte zu gehen, indem sie sich vorher fest verabredet haben.

Das Handy allerdings bietet die Möglichkeit, bis zur letzten Minute unverbindlich zu bleiben. Man kann jederzeit die Pläne und Verabredungen ändern, aufschieben oder absagen.

Es haben sich spürbar Lebensgewohnheiten verändert.

Vielleicht führt aber auch ein nicht unbeachtlicher Teil derer, die sich das Handy kaum noch wegdenken können, ein derart zeitoptimiertes Leben, dass ein 12 Stunden Tag ohne Handy schlichtweg zu kurz wäre. Telefonzellen suchen, nicht ständig erreichbar sein, Informationen erst viel zu spät erfahren, diese Probleme, die es ohne Handy geben würde, würden eine völlig andere Art und Weise erfordern.

Den Angaben der Anbieter zufolge gibt es in Deutschland 59 Millionen Handyverträge bzw. Besitzer.

Der massenhafte Kauf von Mobilfunkgeräten hatte auch zur Folge, dass viele der öffentlichen Münzfernsprecher abgebaut wurden. Telefonzellen im Stadtbild sind erheblich zurückgegangen, weil die Leute ihr eigenes Telefon benutzen. Das führt dazu, dass man überall damit rechnen kann, Telefonierenden zu begegnen.

Mancher hat die folgende Situation schon einmal erlebt. Sagen wir, der Schauplatz ist ein Zugabteil. Das elektronische, akustische Signal für einen ankommenden Anruf ertönt und alle fangen an, etwas hektisch in ihren Taschen zu wühlen. Schlussendlich triumphiert nur einer und die anderen kommen sich wegen ihrer unnützen Aufregung etwas albern vor.

Man kann aufgrund der Telefondichte also nicht einmal sicher davon ausgehen, dass es das eigene Handy ist, welches klingelt.

Heutige Bedeutung des Mobiltelefons.

Das Handy ist in unserer Gesellschaft zu einem Standardprodukt geworden, so wie ein Farbfernseher oder eine Waschmaschine. Ein absolut in unsere Alltagswelt integrierter Gegenstand und somit auch kaum noch wegzudenken.

Es gibt für jeden die Möglichkeit, ein Handy auf die eine oder andere Weise zu finanzieren. Jemand, der kein Handy besitzt, ist die verwundernswerte Ausnahme.

Ein Handy ist zudem heute keineswegs ausschließlich zum Telefonieren zu gebrauchen.

Es erinnert einen zuverlässig an Termine und Geburtstage, es gibt Auskunft über Zeit und Datum, man kann eine Weckfunktion aktivieren. Auf dem eingelegten Datenspeicher, der so genannten SIM Karte, sind alle wichtigen Telefonnummern gespeichert und über ein Menü wählbar, so dass das auswendig lernen wichtiger Telefonnummern zunehmend abnimmt. Mit den neusten Modellen kann man sogar Fotos schießen und im Internet surfen.

Wie hat sich das Image gewandelt?

Wenn man sich anschaut, dass es 1988, also vor gerade mal 15 Jahren, noch kein einziges Handy gab, so wird einem schnell klar, was das Handy für einen enormen Einzug in unsere Gesellschaft gehalten hat.

1989 dann gab es das erste Handy in Deutschland zu erwerben, zu einem Preis von damals noch 10.000 DM.

Aufgrund dieses Preises war es nur einer sehr kleinen und hoch bezahlten Schicht erlaubt, sich einen solchen Luxusgegenstand zu leisten. An das Mobiltelefon war ein sehr hoher Status gebunden.

Auch 1998 besaßen laut Statistischem Bundesamt nur 9,5 % der deutschen Haushalte ein Mobiltelefon. 1999 dann mit 17 %

schon beinahe doppelt so viele. Gemessen an der gesamtdeutschen Situation aber doch die Ausnahme. Es war schick, ein Handy zu besitzen, im Restaurant angerufen zu werden galt als letzter Schrei. Im Jahr 2001 explodiert die Zahl auf 80,2 %. Ein Jahr später schon gibt es mehr zugelassene Handys als Besitzer. Vielleicht ein Hinweis auf den neuen Trend. Ein Handy für die Arbeit und eins für die private Nutzung.

Aufgrund dieser inflationären Entwicklung ist das allgegenwärtige Handy aus vielen Institutionen unserer Gesellschaft verbannt worden. Es gibt ausdrücklich handyfreie Bars und Restaurants. Und verständlicherweise sind Mobiltelefone, vor allem klingelnde, in Theater, Kino, Universität, Bibliothek usw. vollkommen verpönt.

Innerhalb kürzester Zeit hat das Mobiltelefon sich in unserer Gesellschaft als allgegenwärtig und unverzichtbar etabliert. Es ist von der Position eines absoluten Statussymbols innerhalb weniger Jahre zu einer für jedermann erreichbaren Massenware geworden.

Informationsbroschüre „Kalorien in Wien“

Als meinen ausgewählten materiellen Kulturgegenstand möchte ich gern die Informationsbroschüre „Kalorien in Wien“ vorstellen, die, wie der Name schon sagt, insbesondere die in der österreichischen Hauptstadt lebenden Menschen über gesunde Ernährung und den Nährstoffgehalt der dort typischen Lebensmittel aufklären will. Für mich ist die „Infofibel zum Gesundgenießen“ (so der Untertitel) ein touristisches Souvenir. Seine Originalität besteht vor allem in der Aufzählung z. T. ungewöhnlicher Speisen oder aber auch nur in ihren fremden, oft ulkig klingenden wienerischen Bezeichnungen. Für Linguisten und Soziologen – erlauben Sie mir dieses Wortspiel – wäre das Büchlein gleichermaßen „ein gefundenes Fressen“. Es transportiert ein Stück lebendige Esskultur – in Teilen international oder europäisch, in anderen sehr spezifisch regional – sowohl dem Deutschen ähnlich als auch rein österreichisch geprägt. Bevor ich näher auf diese interessanten Fragestellungen eingehe, möchte ich den Kulturgegenstand zunächst genauer beschreiben.

Der kleine 28-seitige, vom Wiener Presse- und Informationsdienst herausgegebene Ratgeber, dessen Cover das typische wienerische Bild eines Cafétisch-Ausschnittes mit Sachertorte, Kaffee-tasse und Wasserglas zielt, besteht aus zwei recht umfangreichen Teilen: Die erste Hälfte klärt über allgemeine Grundlagen der gesunden Ernährung auf, während der zweite Teil in Tabellenform über die Nährwerte der verschiedensten, in Wien beliebten Lebensmittel und Gerichte informiert. Die Broschüre hat ein modernes und pfiffiges Layout. Eine halbe A 4 Seite breit und ca. 20 cm lang, finden sich in ihrem Innern viele farbige Abbildungen der besprochenen Speisen und eine klare Gliederung durch in gelbe Balken gedruckte Überschriften. So folgen auf das Vorwort der Wiener

Konsumentenstadträtin Renate Brauner, die hier die Absicht der Broschüre darstellt, die Grundregeln des ausgewogenen Essens nach der bekannten Ernährungspyramide. Anschließend erfährt der Leser Näheres über den täglichen Kalorien- oder Kilojoulebedarf, den Hintergrund dieser Energieeinheiten und die Berechnung des Normalgewichts. Danach wird unter dem Motto „500 kcal sind z. B.“ eher „schwere“ Kost (1 Bratwurst = 500 kcal) kalorienarmen Obst oder Milchprodukten gegenübergestellt (200 Stück Erdbeeren = 500kcal). Schließlich gibt es Informationen zu den unterschiedlichen Arten von Fetten und Eiweißen, Tipps zur richtigen Kombination der Nährstoffe und eine Tabelle, die einem bestimmten Nahrungsmittel soviel Zeiteinheiten einer sportlichen Aktivität zuordnet, wie nötig sind, um die in ihm enthaltenen Kalorien zu verbrennen.

Im zweiten Teil erwarten den neugierigen Esser lange Tabellen, die den Kilokalorien- und Kilojoulegehalt sowie den Fett-, Protein- und Kohlenhydratanteil in den Portionen der jeweiligen Lebensmittel angeben. Die Speisen sind nach den Gelegenheiten geordnet, zu denen man sie zu sich nimmt und dann noch einmal in Unterkategorien wie „Eiergerichte“ oder „Hausmannskost“ aufgespalten. Am Rand, außerhalb der Listen, tauchen z. T. außerdem weitere Ernährungstipps auf. Es gibt die Kapitel „Frühstück“, „Zwischendurch“, „Im ‚Beisl‘ / Restaurant“, „Konditorei / Kaffeehaus“, „Beim Heurigen“, „Beim Würstelstand“ und „Getränke“.

Bereits in diesen Überschriften stößt der nicht einheimische Leser auf Verständnisschwierigkeiten: Was, bitte schön, bedeutet denn „Heuriger“? Und ist ein „Beisl“ eine Unterart eines Restaurants oder mit ihm gleichzusetzen? Einen kleinen Hinweis gewährt mir das Büchlein, indem es sagt: „Der ‚Heuriger‘ ist eine typische Wiener Einrichtung, die weltweit einzigartig ist. Wenn das Heurigenlokal ‚ausg’steckt‘ hat, trifft man sich unter Tags zu einer kleinen Jause oder am Abend zu einem gemütlichen Beisammensitzen.“ Es ist hochinteressant, welche sprachtheoretischen Fragen man allein anhand dieses kleinen Zitats untersuchen könnte. Neben der Entwicklung verschiedener Nationalsprachen kommt es offenbar

zur Ausbildung von Umgangssprache und speziellen Dialekten. Wie genau das vor sich geht, ist ein Mysterium. Was wir wissen, ist, dass sich das Zeichensystem Sprache in einem permanenten Veränderungsprozess befindet. Seine Vermittler und Benutzer, die Menschen, kombinieren ihre Wörter variantenreich und tragen dann durch Kommunikation zunächst vielleicht eher individuelle Sagweisen weiter. Die etymologische Wissenschaft erforscht die historische Entwicklung von einzelnen Begriffen und ihrer Bedeutung(en). Mein „Etymologisches Wörterbuch des Deutschen“ verweist auf den urslawischen Ursprung des Substantivs „Jause“ und die Bedeutung „Vesper, kleine Zwischenmahlzeit am Nachmittag“. Aber genauso interessant wie der regionalsprachliche Aspekt der „Infofibel“ ist sicher die offensichtliche Frage nach dem Stellenwert der Nahrungsaufnahme in der menschlichen oder hier speziell europäisch-österreichischen Kultur.

Zunächst erfüllt unser tägliches Einnehmen von Mahlzeiten ja allein den Zweck der Lebenserhaltung: Unsere Organe und Muskeln werden auf diese Weise mit Energie versorgt. Aber aus dem rein natürlichen Bedürfnis des Hungers wurde „Appetit“ – und die Art zu speisen zu einem kulturellen Phänomen. Während „Ernährung“ für die unteren sozialen Schichten in Gegenwart oder Historie und in den heutigen Entwicklungsländern immer noch „Überleben“ heißt, war und ist es in den Oberschichten und heutigen westlichen Wohlstandsgesellschaften eine vor allem ästhetische, sinnliche Erfahrung, die entscheidend zur Lebensqualität beiträgt. Die vielen Abbildungen von Früchten und gefüllten Tellern und der Untertitel „Gesundgenießen“ der Broschüre bestätigen diesen Eindruck. Hier tritt auch die wichtige soziale Funktion hervor, welche die Nahrungsaufnahme erfüllt. Ob nun das gemeinsame Frühstück in der Familie, der Kaffeeklatsch mit der besten Freundin im städtischen Café oder das Candlelight-Dinner mit dem oder der „Liebsten“ – das gemeinsame Mahl fördert Kommunikation, Freundschaft und Wohlbefinden. Zur Zeit der „Wiener Moderne“ im ausgehenden 19. Jh. wurden die Kaffeehäuser der Hauptstadt gar zum Schauplatz des gesamten gesellschaftlichen Lebens und

zur Brutstätte neuer geistiger Ideen. Man saß dort bei einem Milchkaffee und einer Zeitung oder über einem Manuskript anstatt zu Hause. Noch heute symbolisiert das „Kaffeehaus“ Lebensart und Stil. Und auch anderswo werden hoher Kaffeekonsum und Rotweintrinken als Vorlieben vornehmlich Intellektueller angesehen, während das Essen von schweren Fleischspeisen mit z. B. Handwerkern in Verbindung gebracht wird. Auch wenn dies natürlich Stereotypen sind, ist die kulturwissenschaftliche Analyse von Essgewohnheiten nach der These des Sprichwortes „Man ist, was man isst“ sicher spannend. Der Ausspruch kann sich auf die soziale, jedoch auch auf die gesundheitliche Dimension von Ernährung beziehen: Wann wird aus der Sinnlichkeit des Essens eine Sucht? Inwiefern produziert das kulinarische Überangebot tatsächlich Überfluss und schließlich Übergewicht? Es wäre interessant, die Entwicklung der noch relativ jungen Disziplin der Ernährungswissenschaft und die kulturelle Verbreitung ihrer Erkenntnisse zu untersuchen. Welche sozialen Gruppen zählen überhaupt Kalorien? Und führt diese, hier angebotene Strategie eher zu einem unnatürlichen, mathematischen Umgang mit Essen, der das gesellschaftliche Phänomen des „Schlankheitswahns“ fördert, oder zu einem bewussteren Umgang mit Nahrung? Warum nutzen dann viele Leute die Orientierung durch Kalorientabellen nicht? Nicht nur für die Eruiierung der Hindernisse, welche sich Menschen vielfach bei der Umsetzung einer gesunden Ernährung in den Weg stellen, ist es wichtig danach zu fragen, unter welchen gesellschaftlichen Abhängigkeiten sich individuelle Essgewohnheiten herausbilden. So ist ein Mensch auch hier in erster Linie von seiner Familie geprägt und dessen Mitglieder von dem Land und der Region, in der sie aufgewachsen sind und später gelebt haben. Somit existieren also kulturelle Traditionen bezüglich der Auswahl und Zubereitung von Speisen, aber z. B. auch der Anlässe, zu denen sie gegessen werden. Die historischen Wurzeln von bestimmten Lebensmitteln oder Gerichten zurückzuverfolgen, kann Spaß machen. Man denke nur an Gewürze, die größtenteils erst durch die Entdeckungsfahrten im 16. Jh. nach Europa kamen oder an den Spargel, dessen

Verzehr in der Saison auch in Österreich Rekorde sprengt, aber von seinem Ursprung her französisch ist. Die Globalisierung von vorerst spezifisch nationalen Speisen und Getränken schreitet unaufhaltsam fort, es gibt jedoch meistens noch ein Bewusstsein über ihre eigentliche Herkunft. In der Broschüre finden sich der ursprünglich irische bzw. schottische Whiskey, „Griechischer Bauernsalat“, die typisch italienischen „Spaghetti Carbonara“, urenglische „Ham und Eggs“ sowie amerikanisches Fast Food à la „McDonald's“ wie der hier aufgelistete „Big Mac“. Am Beispiel dieser globalen Restaurant-Kette zeigt sich, dass oft wirtschaftliches Interesse zur Verbreitung von vormalig lokaler „Esskultur“ beiträgt. Andere Gründe sind freilich die Zunahme des kulturellen Austauschs durch Reisen und Migration.

Wie man an den nur wenigen hier angerissenen Themenkomplexen sieht, sind die Fragestellungen, die sich anhand meiner Ernährungs-Informationsbroschüre rekonstruieren lassen, aber in jedem Fall zahlreich und interdisziplinär.

¹ Etymologisches Wörterbuch des Deutschen.
6. Auflage 2003, München. Deutscher Taschenbuch Verlag.

Der islamische Gebetsteppich

Der islamische Gebetsteppich erscheint wohl auf den ersten Blick als nicht mehr als ein Stück Stoff; meist nicht mehr als einen halben Quadratmeter groß, ist er gewebt, geknüpft oder auch gestrickt, einfarbig, mit Ornamenten, womöglich dem Abbild einer Moschee oder gar der Ka'aba verziert. Ein Stück Stoff, ein Teppich, ein Gebrauchsgegenstand eben. Bei näherem Betrachten dieses Kulturgegenstandes, der in muslimischen Haushalten und Gebetshäusern auf der ganzen Welt als Unterlage für das Ritualgebet verwendet wird, erschließt sich dem Betrachter jedoch ein breiter Bedeutungshintergrund. Darauf soll im Folgenden eingegangen werden, wobei aus einem Mangel an Platz und Zeit hier nur einige Aspekte angesprochen werden können.

Zunächst einmal stellt sich dem Betrachter wohl die Frage, welche Funktion ein Gebetsteppich erfüllt. Weshalb benutzen Menschen ihn, haben ihn zum Kulturgegenstand erhoben?

Die Bedeutung des kulturellen Hintergrunds des Betrachters ist bei der Herangehensweise an diese Fragen nicht zu unterschätzen. Ist davon auszugehen, dass dem Muslim der Gebetsteppich im Gros der Fälle nicht unbekannt ist, er vielleicht sogar ein vertrauter Alltagsgegenstand ist, muss man wohl davon ausgehen, dass etwa ein in christlich geprägtem Umfeld sozialisierter Westeuropäer, der keinen besonderen Bezug zur islamischen Religion und Kultur hat, eher die berühmten Erzählungen aus „1001 Nacht“ mit der Gebetsunterlage verbindet und an geheimnisvolle Märchen vom „Fliegenden Teppich“ denkt ... Diese Veranschaulichung macht wohl deutlich, welche Bedeutung dem Verhältnis Subjekt – Objekt in diesem Kontext zukommt.

Der islamische Gebetsteppich wird – um auf die Ausgangsfrage zurückzukommen – von Muslimen benutzt, die darauf fünf-

mal täglich ihr rituelles Pflichtgebet verrichten. Der Grund für das Benutzen einer Unterlage – im Prinzip muss das kein Teppich, sondern kann auch ein sauberes Handtuch, Kleidungsstück, selbst ein Stück Zeitung oder Pappe sein (vgl. die Schilderung der Gebetsumstände in Hofmann, 2001, S. 69) – ist eine der sechs Vorbedingungen für das Gebet (vgl. Ibn Rassoul, 1995, S. 24–66): die vorgeschriebene rituelle Reinheit des Gebetsplatzes von Verschmutzungen (vgl. ebd., S. 58). Der Gebrauch eines Gebetsteppichs ist also an die islamische Auffassung von ritueller Reinheit gebunden, wobei der Hadith „Allah nimmt ein Gebet ohne Reinigung nicht an [...]“ (Denffer, 2000, S. 24) die Bedeutung derselben noch einmal hervorhebt.

Das Benutzen einer Gebetsunterlage ermöglicht also u. a. die korrekte Ausübung des dem gläubigen Muslim im Qur'an vorgeschriebenen Gebets (vgl. Qur'an, 4:103, 29:45, zitiert in: Ibn Rassoul, 1995, S. 15 und 17). Welchen Sinn aber hat das Gebet? Welche subjektiven Gründe gibt es für diese kulturelle Praktik?

Auffallend ist der stark gemeinschaftsstiftende Charakter des Gebets. Nicht nur im Islam versammeln sich Gläubige für das Gebet, auch in anderen Religionsgemeinschaften, wie Christentum und Judentum, ist es eine Praxis eines kollektiven Subjekts, einer Gemeinschaft von Menschen. Das einheitsstiftende Element des Gebets wird wohl besonders während des islamischen Freitagsgebets, zu dem die muslimische Gemeinde zusammenkommt, deutlich: Schulter an Schulter, Fuß an Fuß stehen die Gläubigen, ungeachtet sozialer Stellung und ethnischer Herkunft, in engen Reihen und folgen unisono den Bewegungen des Imams.

Nicht zu verkennen ist gleichzeitig das Gebet als exklusive, als ausgrenzende kulturelle Praxis. Besonders drastisch wird diese Bedeutungsebene in einem von Ahmad überlieferten Hadith deutlich: „Die Verpflichtung, welche uns (Muslime) von ihnen (den Ungläubigen) unterscheidet, ist das Gebet; wer es unterlässt, ist ungläubig.“ (Zitat bei Ibn Rassoul, 1995, S. 23). Auch im Qur'an, der gläubigen Muslimen schließlich noch mehr als die Sunna als verbindlich gilt, heißt es: „und verrichtet das Gebet und seid nicht

unter den Götzendienern.“ (Qur'an, 30:31, zitiert in: Ibn Rassoul, 1995, S. 19).

Ein dritter Aspekt ist schließlich die ordnende Funktion des Gebets. Das Verrichten der Pflichtgebete zu den vorgeschriebenen Tageszeiten bestimmt unweigerlich den Tagesablauf eines Muslims. Genauso wie die Selbstdisziplin, die das Einhalten der fünf täglichen Gebete voraussetzt bzw. schult, und das regelmäßige Erinnern an die Glaubensgrundsätze einer Gesetzesreligion, wie es im islamischen Gebet geschieht, hat diese Strukturierung sicherlich nicht nur Auswirkungen auf das Verhaltensmuster des Einzelnen, sondern darauffolgend auch auf die Form der Interaktion zwischen dem Individuum und seinem Umfeld, der Gesellschaft. An dieser Stelle ist auch die Frage zu stellen, inwiefern das im Qur'an erwähnte Alkoholverbot (vgl. Qur'an 2:219, 5:90, zitiert in: Bobzin, 2001, 75f.) aus der Pflicht, die rituellen Gebete einzuhalten, resultiert: die Überlegung, dass der übermäßige Konsum von Rauschmitteln mit dem – wie oben ausgeführt – geregelten Tagesablauf eines praktizierenden Muslims nicht vereinbar ist, liegt zumindest nahe (vgl. hierzu Qur'an 4:43, 5:91, zitiert in: Bobzin, 2001, S. 75).

Somit wurde auf drei der sicherlich noch viel zahlreicheren Bedeutungsebenen des islamischen Ritualgebers eingegangen. Daran anschließend soll noch ein Gedanke zum Universalanspruch des Islams zumindest ansatzweise ausgeführt werden. Als eine der großen Weltreligionen war auch der Islam – gerade bei der Verbreitung seiner Lehre – darauf angewiesen, dass seine Glaubensvorschriften und Rituale ortsunabhängig befolgt werden konnten. Mit dem Gebetsteppich ist der Muslim „mobil“, nicht auf die Institution eines Gebetshauses angewiesen. Er ist flexibel und kann sich den Umständen vor Ort – in gewissem Maße – anpassen. Inwiefern dies Einfluss auf die Mobilität der Muslime und damit auch auf die Verbreitung der Religion hatte? Wie auch die Antwort auf diese Frage ausfallen mag, wir sind wieder beim Ausgangspunkt unserer Betrachtungen – dem Gebetsteppich – angekommen.

Es wird auf den vorangegangenen Seiten wohl deutlich geworden sein, wie viele Fragestellungen alleine mit einem auf den ers-

ten Blick so simplen Kulturgegenstand verbunden sind und vor allem, dass bei der Betrachtung desselben nicht nur der Kulturgegenstand selbst, sondern auch die damit verbundenen menschlichen Handlungen in den Mittelpunkt des Interesses treten.

Glossar:

Allah	„Gott; Eigenname Gottes im Koran“ (Mertek, o. J., S. 27)
Ahmad	einer der Verfasser der zahlreichen Hadith-Sammlungen
Freitagsgebet	„Freitag ist der Tag der Versammlung, an dem in der Moschee anstelle des Mittagsgebets das Freitagsgebet stattfindet. Es besteht aus einer Ansprache des Vorbeters (Imam) und zwei gemeinschaftlich verrichteten <i>Rek'at</i> [= Gebetseinheiten, Anm. J. E.]. Jeder Erwachsene männliche an seinem Wohnsitz verweilende Muslim ist verpflichtet, daran teilzunehmen.“ (ebd., S. 44)
Gebet	An dieser Stelle wird unter der Bezeichnung „Gebet“ nur der arabische Begriff <i>as-Salah</i> verstanden, der im Gegensatz zu <i>al-Du'a</i> nicht das informelle persönliche Bitt- oder Dankesgebet bezeichnet, sondern das formelle, ritualisierte Pflichtgebet (vgl. dazu u. a. Ibn Rassoul, 1995, S. 17)
Hadith	„Nach dem Koran, den der Muslim als Wort Gottes ansieht, steht als nächste Quelle des religiösen Wissens die <i>sunna</i> (vorbildliches Verhalten, Beispiel) des Propheten Muhammad(s), seine vorbildliche Lebensweise. Über diese berichtet uns der <i>hadith</i> (Mz. <i>ahadith</i>), was eigentlich „Neuigkeit“ bedeutet und im Zusammenhang mit der <i>sunna</i> einen „Bericht“ oder eine „Überlieferung“ über ein Wort oder eine Tat des „Propheten Muhammad(s) meint.“ (Denffer, 2000, S. 5)

Islam	Zweitgrößte Glaubensgemeinschaft nach dem Christentum. Circa 1 Milliarde Anhänger weltweit.
Imam	hier: Vorbeter.
Ka'aba	würfelförmiges Gebäude in Mekka, das als von Abraham und Ismael errichtet im Islam verehrt wird. Religiöses Zentrum des Islam u. a. insofern, als dass der Muslim sich während des rituellen Gebets weltweit gen Ka'aba wendet
Muslim	Anhänger des Islams. Mehrzahl Muslime.
Qur'an	das Heilige Buch des Islam. In arabischer Sprache überliefert.
Sonna	„1. beispielhaftes und nachahmenswertes Verhalten des Propheten Muhammad (s. s.); 2. Dinge, die der Prophet (s. s.) getan, befohlen oder empfohlen hat [...]“ (Ibn Rassoul, 1995, S. 210)

Quellen:

- Bobzin, Hartmut:
Der Koran. Eine Einführung. München, 2001.
- Denffer, Ahmad v:
Vielfach überlieferte Prophetenworte (*al-hadith al-mutawatira*) nach *as-Sajuri*. München, 2000.
- Hofmann, Murat Wilfried:
Tagebuch eines deutschen Muslims. München, 2001.
- Ibn Rassoul, Abu r Rida Muhammad Ibn Ahmad:
As-Salah. Das Gebet im Islam. Köln, 1995.
- Mertek, Muhammet:
Türkisch-deutsches Wörterbuch islamischer Begriffe mit deutsch-türkischem Glossar. Izmir, o. J.

Jeans

- 1 Die Geschichte der Jeans
- 1.1 Die erste Jeans
- 1.1.1 Levi Strauss

Die Erfindung der Jeans ist auf den Hausierer Levi Strauss zurückzuführen. Er wurde am 26. 02. 1829 als Löb Strauss im fränkischen Buttenheim geboren. Nach dem Tod seines Vaters Hirsch Strauss im Jahre 1846 wanderte seine Mutter Rebecca aufgrund von finanziellen Schwierigkeiten mit ihm und seinen Schwestern Vögela (später Fanny genannt) und Mathilde nach Amerika aus. Sie gingen nach New York, wo zwei Söhne des Hirsch Strauss aus erster Ehe – Jonas und Louis – einen Textilhandel aufgebaut hatten. Der mittlerweile 17-jährige Löb arbeitete im Geschäft seiner Brüder und lernte dort den Händlerberuf. Er amerikanisierte seinen Namen und nannte sich fortan Levi, 1853 nahm er die amerikanische Staatsbürgerschaft an.

Im selben Jahr noch geht er aufgrund des Goldrauschs nach San Francisco, Kalifornien. Dort eröffnet er, zusammen mit seinem Schwager David Stern, ein Handelshaus – „Levi Strauss & Co. Importeur, Makler, Bekleidung & Kurzwaren“. Er bemerkt, dass die Arbeit der Goldgräber in den Minen deren Arbeitskleidung extrem schnell verschliss und sie widerstandsfähigere Kleidung brauchten. Er fertigte besonders robuste Hosen aus braunem Segeltuch nach dem Vorbild der Baumwollhosen aus der Gegend um Genua, genannt „Genes“. Aus Genes wurde im amerikanischen Sprachgebrauch schnell „Jeans“, offiziell hießen die Hosen damals jedoch „Waist Overalls“. Die Hosen waren sehr beliebt bei den Minenarbeitern und sein Handelshaus florierte. Nach einigen Umzügen wegen Vergrößerung des Unternehmens ließen sie

sich 1867 in der Battery Street 14 & 16 nieder, wo auch heute noch der Sitz der Konzernzentrale ist. Gegen Ende der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts ersetzte Levi Strauss den braunen Segeltuchstoff durch den Stoff „Serge de Nimes“, ein blaues, strapazierfähiges Baumwollgewebe aus Frankreich. Aus „Serge de Nimes“ wurde im Sprachgebrauch „Denim“, so entstand der Name „Denim Jeans“.

1.1.2 Jacob Davis

Die Jeans hatten einen entscheidenden Nachteil. Da die Minenarbeiter immer schwere Gegenstände in den Hosentaschen aufbewahrten, rissen diese oft. 1872 erhielt Levi Strauss einen Brief von dem polnischen Einwanderer Jacob Davis. Er war Schneider in Reno, Nevada und hatte eine Möglichkeit gefunden, die Taschen stabiler zu machen. Er verstärkte die Nähte an den Taschen und andere besonders belasteten Stellen mit Metallnieten. Da ihm die finanziellen Mittel fehlten, um die Erfindung patentieren zu lassen, schlug er Levi Strauss vor, sich das Patent gemeinsam ausstellen zu lassen. Levi war einverstanden und am 20. 05. 1873 erhielten sie das Patent.

Da die Nachfrage nun kaum noch zu bewältigen war, ließ Levi Strauss Jacob Davis nach San Francisco kommen, um die Produktion der Jeans zu beaufsichtigen. Anfangs kontrollierte Davis den Zuschnitt des Stoffes und ließ ihn dann an Näherinnen weiterleiten, die die Hosen in Heimarbeit anfertigten. Bald ließ sich die Nachfrage so jedoch nicht mehr bewältigen und Levi Strauss & Co. eröffnete zwei Fabriken in San Francisco. Der Vorsteher der Firmen war Jacob Davis, während Levi Strauss sein ursprüngliches Handelshaus weiterführte.

1.1.3 Typische Merkmale der ersten Jeans

Die ersten Jeans hatten einige typische Merkmale:

- Sie sind mit orangefarbenem bzw. gelbem Faden genäht.
- Auf eine Gesäßtasche wurden als Markenzeichen die LEVIS-Schwinger „Arcuate“ aufgenäht.
- Es gibt eine Uhrentasche.
- Zur Verstellung des Hosenschlusses wurde am Rücken ein Riegel eingearbeitet.
- Alle Hosen haben Knöpfe für Hosenträger.
- Kennzeichen bis heute: Der geknöpfte Hosensatz.

Im Jahre 1886 kommt außerdem das „Two Horse Brand“ hinzu, ein Lederetikett, auf dem zwei Pferde abgebildet sind, die vergeblich versuchen, eine Levi's-Jeans zu zerreißen. 1890 werden erstmals Produktionsnummern eingeführt und die „Overalls“ werden fortan mit „501“ bezeichnet.

1.2 Die Jeans kommt nach Europa

1.2.1 Der 2. Weltkrieg

Die Jeans gehörten zur Grundausrüstung der amerikanischen Soldaten im 2. Weltkrieg und fanden so ihren Weg nach Europa. Der Vertrieb fand über „PX-Läden“ statt, Läden, in denen nur amerikanische Soldaten einkaufen durften. Da die Nachfrage nach den Hosen damals, besonders bei den Jugendlichen, sehr groß war, entwickelte sich bald ein reger Handel über den Verkauf von Restposten und Versteigerungen der amerikanischen Armee.

1.2.2 Jeans in Deutschland

Im Jahre 1949 produzierte Albert Sefranek die erste Jeans „Made in Germany“. Aufgrund der Beliebtheit der Hosen sah Sefranek

darin einen neuen Absatzmarkt für seine „Firma Luise Herrmann – Fabrik für Berufsbekleidung“. Er besorgte sich von einem amerikanischen GI sechs Hosen in verschiedenen Größen, um an das Schnittmuster zu kommen. Er produzierte so die ersten 300 Hosen. Da der original Denim jedoch schwer zu bekommen war, verwendete er stattdessen blauen Monteurskörper, wie man ihn auch für den „Blauen Anton“, den typischen Monteuroverall, benutzte. Bei diesem Stoff blieb jedoch der nach mehrmaligem Waschen auftretende „Used-Look“ aus, was dem Absatz nicht förderlich war. Mitte der 50er Jahre konnte Sefranek dann auch echten Denim aus den USA importieren.

Neben der Produktion eigener Hosen wollte Sefranek einen Vertrag mit Levi's abschließen, der ihm das alleinige Vertriebsrecht der original Jeans in Europa sicherte. Dies schlug allerdings fehl, da Levi's schließlich die Lizenz und die Firma „Paterson Clothing“ vergab. So gründete Sefranek 1956 die Marke „Mustang“ und vertrieb seine Jeans unter diesem Namen.

In den 60er Jahren fielen die Importbeschränkungen für die Einfuhr von Fertigwaren aus Baumwolle, was zur Folge hatte, dass nun auch andere amerikanische Firmen den deutschen Markt erschließen wollten. Marken wie „Lee“, „Wrangler“ oder „Lois“ bauten eigene Niederlassungen und Vertriebsstrukturen auf.

2 Die Jeans als Kulturgegenstand

Warum ist die Jeans ein Kulturgegenstand? Sie mag auf den ersten Blick nicht als Kulturgut erscheinen, doch analysiert man ihre Geschichte und das damit zusammenhängende Lebensgefühl, ist sie meiner Meinung nach ein wichtiger Teil unserer Kultur, da sie als „Kulturobjekt“ immer auch eine bestimmte Lebensauffassung verkörpert hat.

Schon in ihren Anfängen als Arbeitshose der Goldgräber Mitte des 19. Jahrhunderts hat sie im übertragenen Sinne den amerikanischen Traum in zweierlei Hinsicht verkörpert. Erstens als Arbeits-

hose, Ausstattung der Goldgräber in den Minen, die mit ihrer Suche nach Gold Reichtum und daraus folgend Unabhängigkeit von sozialen Unterschieden erstrebten. Und zweitens als die ganz persönliche Erfolgsgeschichte ihrer Erfinder Levi Strauss und Jacob Davis, die genau dies durch ihr Unternehmen erreicht haben.

Am bezeichnendsten ist allerdings die Popularität der Jeans seit den 50er Jahren. Bezieht man diese Popularität auf Deutschland, so hängen ihre Anfänge stark mit der Nachkriegszeit zusammen. Die amerikanischen Soldaten standen für einen Großteil der jungen Bevölkerung stellvertretend für Freiheit, Unabhängigkeit, Wiederaufbau und Zukunft. Dies brachte natürlich einher, dass alles was aus Amerika kam, dort populär war, als interessant galt und für die Jugend ein neues Lebensgefühl verkörperte. Die Jeans gehörte damals zur Grundausstattung der amerikanischen Soldaten und symbolisierte, genau wie Coca Cola und Rock'n' Roll, eben dieses neue Lebensgefühl der deutschen Jugendlichen.

In den 60er Jahren ging der „Aufstieg der Jeans“ weiter. Zwar veränderte sich teilweise die Symbolik, das neue Lebensgefühl hing nicht mehr zwangsläufig mit der amerikanischen Lebensart zusammen, aber eine bestimmte Lebensauffassung vertraten die Jeans-träger immer noch. In der ehemaligen DDR z. B. war die Jeans ebenfalls ein Kulturobjekt, sie war Ausdruck von Rebellion gegen die Restriktionen der Regierung, zeigten genauso wie das Hören verbotener Musik die West-Orientierung.

Auch in Westdeutschland, in den 60er und 70er Jahren, ging die Jeans mit Leuten bestimmter politischer Ausrichtung einher. Die „68er Bewegung“, die „Flower Power Bewegung“, die aus Amerika nach Deutschland überschwappte – alles überzeugte Jeans-träger. Die Auffassungen hatten sich zwar verändert, man war nicht mehr uneingeschränkt pro-amerikanisch, protestierte gegen den Vietnam-Krieg und die derzeitige Entwicklung Deutschlands, aber umso mehr symbolisierten die Jeansträger Innovation und Rebellion gegen bestehende Verhältnisse. Zusätzlich war natürlich auch die Beliebtheit der Jeans bei Schauspielern ein Faktor, da das Publikum sich mit diesen identifizierte. Schauspieler (wie z. B. James

Dean, Marlon Brando) oder auch Musiker waren Idole dieser Jahrzehnte und standen für die Rebellion, die die „Jeansträger“ ausdrücken wollten.

Inzwischen ist die Jeans gesellschaftsfähig geworden und man kann sie in fast jedem Kleiderschrank finden. Sie wird in verschiedensten Variationen und zu allen möglichen Anlässen getragen, ob Designermodelle oder Second-Hand, beliebt ist sie nach wie vor. Und seit Jahrzehnten ein Bestandteil unserer Kultur.

Levi Strauss – eine Biographie:

www.magazinusa.com/1v2/usoriginals/i_levis_v2_01.asp,

Datum: 20. 11. 2003

Die Geschichte der 501:

www.magazinusa.com/1v2/usoriginals/i_levis_v2_02.asp,

Datum: 20. 11. 2003

Geschichte:

www.jeanswelt24.de/geschichte.php, Datum: 20. 11. 2003

Levi Strauss und die Geschichte einer Legende:

www.mdr.de/Drucken/715854-146.html, Datum: 20. 11. 2003

Jeans – Das blaue Phänomen:

www.icht-group.de/chrweb/spnews.nsf, Datum: 20. 11. 2003

Kakao

Als Kulturgegenstand habe ich ganz normalen „Kakao“ ausgewählt. Ich habe mich gefragt, welche Rolle Kakao in unserem Leben spielt und welche Bedeutung er für die Lebensweise der Menschen hat, bzw. bereits hatte. Was wäre, wenn es keinen Kakao gäbe? Seine einzigartige Bedeutung möchte ich in diesem Essay kurz darstellen.

Den wenigstens ist die geschichtliche Entwicklung dieser Frucht bekannt. Bei den Maya und Azteken galt sie als Aphrodisiakum und heilige Speise der Götter. Sie verwendeten Kakaobohnen als wertvollstes Zahlungsmittel. Als Columbus 1502 im Golf von Honduras ein mit Kakao beladenes Kanu trifft, ignoriert er die bittere Frucht. Erst Hernando Kortez erkennt 1519 ihren Wert, als sie ihm, dem „weißen Gott“, feierlich von den Einheimischen dargeboten wird. Er ließ bald die ersten Plantagen anpflanzen und sicherte der spanischen Krone für die folgenden 200 Jahre das Kakao-monopol. Die Maya tranken „Xocolatl“, bitteres Wasser aus gemahlener Kakaobohnen mit kaltem Wasser, Anis, Vanille und Chili. Die spanischen Missionare versüßten das herbe Gemisch mit Honig und machten es für Europäer so genießbar. Der spanische Hof übernahm dieses Rezept und nach wenigen Jahren hatte sich die Tradition des nachmittäglichen Kakaotrinkens dort etabliert. Kakao wurde ein spanisches Nationalgetränk, das auch heute noch zum klassischen Frühstück gereicht wird oder in sämtlichen Variationen in den „chocolaterías“ zu kaufen ist. Währenddessen verschwanden die Indianerstämme in Venezuela und Ecuador, so dass die Kolonisten begannen, Sklaven aus Afrika einzuführen und auf den Plantagen einzusetzen. Anfang des 18. Jahrhunderts blühte der Schmuggel von Kakaobohnen, da einige Niederländer ihre naheliegende Kolonie in Curacao nutzten, Kakao „zu stehlen“ und

in ihre Heimat Amsterdam zu importieren. Bereits im 17. Jahrhundert begannen Portugiesen, Engländer und Niederländer, Kakao in ihren afrikanischen und südostasiatischen Kolonien anzupflanzen. Langsam wurden diese Plantagen ertragreich und Spanien hatte somit Anfang des 19. Jahrhunderts seine Monopolstellung verloren. Gleichzeitig lässt sich ein sprunghafter Anstieg des weltweiten Kakaoverbrauchs verzeichnen. Ein kurzer Blick in den Atlas (Vgl. Westermann Kartographie/1996/S.129) zeigt, wie stark der Kakaoanbau u. a. die afrikanische Westküste heute prägt, obwohl diese Pflanze dort (anders als Kaffee, mit der sie häufig verglichen wird) ursprünglich nicht wuchs. Bis heute gilt aber, dass die besten Sorten, genannt „Criollo“, nur in den Ursprungsländern Venezuela und Ecuador angebaut und nur für die edelsten Schokoladen verwendet werden. Wohingegen die weniger anspruchsvollen Pflanzen „Forastero“ in mehreren Gegenden (Ghana, Elfenbeinküste, Kamerun, Brasilien) rund um den Äquator gedeihen und 90 % des Welthandels ausmachen.

In den Niederlanden entwickelte Casparus van Houten 1815 schließlich ein Verfahren, bei dem man das Pulver von der Kakaobutter trennen konnte. Auf diese Weise entstand unsere heutige Trinkschokolade. Immer noch sind die Niederländer die Nummer Eins unter den Kakaotrinkern weltweit (ebenso bei der Rohverarbeitung der Bohnen).

Ende des 19. Jahrhunderts waren es jedoch zwei Schweizer, Henri Nestlé und Daniel Peter, die Kakaobutter wieder mit der Masse verbanden, mit vielen verschiedenen Gewürzen mischten und die berühmte Alpenmilch hinzugaben. Das Ergebnis war die erste Schokolade. Zur Herstellung benutzten sie eine Maschine, die kurz zuvor Philippe Suchard entwickelt hatte. Als bald Rudolph Lindt Schokolade durch das Conchiervverfahren zu verfeinern wusste, standen die berühmtesten Namen in der Schokoladenindustrie fest und die Schweiz wurde ihr unangefochten größter Produzent.

1973 wurde das internationale Kakaoabkommen zwischen Erzeuger- und Verbraucherländern zur Marktregulierung unterzeich-

net. Für die Wirtschaft sind sicherlich die verschiedenen Essgewohnheiten interessant: Die Spanier (und zum größten Teil die Franzosen) lieben ihre Schokolade herb und bitter, den Kakao dickflüssig und dunkel. Die Niederländer halten weiter fest an ihrer Trinkschokolade und die Schweizer essen vor den Deutschen und Engländern die meiste Milkschokolade (praktischer Grund: Sie schmilzt ab 25°, Spanien wäre z. B. zu warm, abgesehen von Kühlschränken natürlich). Und was wäre Österreich ohne Sachertorte oder Wien ganz ohne Mozartkugeln? Ein Aufenthalt in den USA ohne Brownies oder Chocolate Chip Cookies ist mir undenkbar, Frankreich ohne Mousse au chocolat oder Deutschland ohne das Pendant Schokopudding, SchwarzwälderKirsch- oder Herrentorte? Diese leckeren, süßen Speisen sind Teil der jeweiligen, nationalen Esskultur, über die sich ein Land durchaus definieren kann.

Der Kakaoanbau, die Verarbeitung und der Verkauf bieten unzählige Arbeitsplätze in den verschiedenen Ländern. Ganz zu schweigen von der Vermarktung: Eine Werbeunterbrechung komplett ohne Kakao oder aus ihm entstandenen Produkten gibt es fast nicht mehr. Zumal wir uns in der Weihnachtszeit vor süßen Verführungen kaum retten können. An jeder Ecke lächelt uns ein Weihnachtsmann aus Schokolade entgegen. Es ist übrigens ein Mythos, dass diese nach Weihnachten zu Osterhasen eingeschmolzen werden. Genauso fraglich sind die Umfragen unter Grundschulkindern, die behaupten, es gäbe lila Kühe. Ebenso unsicher ist die Unterstellung, Kakao mache abhängig. Nichtsdestotrotz kennt jeder diese Geschichten und sie scheinen die Bedeutung der Schokolade nur zu unterstreichen. Zum Geburtstag gibt es Pralinen und Kinder bekommen zur Belohnung gerne mal eine Tafel Schokolade. Dies alles erachten wir als positiv. Schokolade ist Teil unserer Konsumgesellschaft, wir verwöhnen uns mit etwas Süßem, gerade jetzt zur Weihnachtszeit. Demgegenüber steht natürlich der Diät- und Fitnesswahn, bei dem Schokolade mit ihren ca. 550 kcal pro 250 gr. als „Sünde pur“ angesehen wird. Die psychischen Auswirkungen sind für jeden Schokofan jedoch längst bewiesen: Theobromin hat als Alkaloid ähnliche Auswirkungen wie Koffein und

die in der Kakaobohne enthaltenen Linderphine bringen Entspannung und machen glücklich. Gäbe es keinen Kakao, würden einige Regale in unseren Supermärkten leer und Konfiseriegeschäfte würden gar nicht existieren. Keine Pralinen, kein Snickers, kein Nutella, keine Milka, kein Nesquik und keine Kellog's Chocos, das wäre eine zumindest andere Kindheit gewesen.

Ich denke, es ist deutlich geworden, welchen Einfluss Kakao auf unser Leben hat und auf Menschen vor uns bereits hatte. In unserer Gesellschaft ist vieles, was wir durch ihn erhalten, zum Symbol für Wohlstand und Wohlbefinden geworden. Mein Vater (geb. 1940) berichtete mir einmal von einem Schulkameraden, der ganz stolz eine Tafel Schokolade aus einem amerikanischen Carepaket präsentierte. Für uns ist es heute selbstverständlich, mal eben etwas Süßes, als Geschenk, gegen Sorgen oder einfach weil wir Appetit darauf haben, zu kaufen. Durch die Werbung sind bei uns bestimmte Assoziationen fest im Gedächtnis verankert, z. B. Milka – die zarteste Versuchung, der Schmunzelhase von Lindt zu Ostern oder KinderSchokolade mit einem Viertel Liter Milch wegen des gesunden Calciums. Ich bin fest davon überzeugt, dass Kakao das Bild unserer heutigen Gesellschaft geprägt hat, in meinem Leben hat er zumindest schon längst einen festen Platz gefunden.

- 1 Kiple, Kenneth F. (Hrsg.) (2000):
The Cambridge World History of Food. Volume One. Cambridge,
Cambridge University Press.
 - 2 Diekhaut, Sebastian (1998):
Schokolade. München, Gräfe und Unzer Verlag GmbH.
 - 3 Bibliografisches Institut (1990):
Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Band 13. Mannheim, Wien, Zürich,
Bibliographisches Institut, S. 315
- Westermann Kartographie (1996):
Dietrich Weltatlas. Braunschweig, Westermann Schulbuchverlag GmbH, S.129

Das Khukuri

1. Einleitung

Ich möchte in dieser Hausarbeit versuchen, die kulturwissenschaftliche Bedeutung des so genannten Khukuri zu ergründen. Hierbei handelt es sich um eine besondere Art von Messer, das zum Inventar der Gurkha-Kämpfer gehört. So werden die Kämpfer des Königs Prithvi Narayan Shah genannt, die 1768 bis 1769 von der im mittleren Nepal gelegenen Region Gurkha aus ganz Nepal erobert haben.¹ Dabei möchte ich den Gegenstand nicht nur als Waffe, als Werkzeug zum Töten, betrachten; vielmehr soll das Tragen dieser Waffe oder einer Waffe an sich von Bedeutung sein.

2. Form und Nutzen

Das Messer misst zwischen 12 und 20 Zoll. Es hat eine leicht gekrümmte Form und ist im Querschnitt keilförmig. Dadurch entsteht beim Schlag eine enorme Wucht, wodurch es sich besonders dafür eignet, sich durch dichten Urwald oder Gestrüpp zu schlagen, aber vor allem dafür, Gegner mit einem einzigen Schlag kampfunfähig zu machen. Trotz der Rückständigkeit des Objektes im Vergleich zu Schusswaffen konnte ein Gurkha dem Gegner somit erhebliche Verluste der Kampfkraft beifügen. Wahrscheinlich gerade aufgrund der Rückständigkeit dieser Waffe kamen die Gurkha zu ihrem guten Ruf: im Nepal-Krieg 1812 brachten die Briten 30.000 Mann gegen 12.000 Gurkha auf. Trotz dieser Übermacht an Soldaten kämpften die Gurkhas und die Briten bis zu einem Waffenstillstand. Die Gurkhas brachten demnach ein großes Maß an Mut

auf, was in Kombination mit ihren Fähigkeiten im Umgang mit dem Khukuri eine gefährliche Kampfkraft ergab.²

3. Bedeutung des Objektes

Ebenso wie für die Samurai-Krieger das Samurai-Schwert, war und ist das Khukuri aber auch Merkmal der Gurkha. Freund und Feind erkannten das Gegenüber an ihren Waffen eindeutig. Waffen sind auch ein Statussymbol. Im Fall des Khukuri wies das Tragen einer solchen Waffe auch auf den Stand bzw. Rang des Trägers hin. Der Soldat als Mensch, der immer auch eine Art geistigen Rückhalt oder auch Motivation braucht, um seine Verunsicherung (im Kriegsfall) zu bekämpfen und somit Entschlossenheit zu demonstrieren, hat immer eine besondere Beziehung zu seiner Waffe; außer dem Symbol seines Standes ist sie auch eine Art Lebensversicherung. Er muss sich um sie kümmern, sie pflegen und sie kennen, sonst weiß er ihre Kraft nicht einzusetzen. Das Verhältnis zwischen Objekt und Subjekt kann somit auch ein persönliches werden.

4. Ersatz und Sicherheit

Vor allem in Europa ist der Besitz von Waffen in der Gesellschaft (als Kriegsgerät) nicht jedermann erlaubt; anders als in den Vereinigten Staaten von Amerika hat hierzulande nicht jeder unbescholtene Bürger das Recht, eine Waffe zu besitzen. Der Drang nach Besitz von Statussymbolen ist überall ungebrochen.

Weniger zufällig scheint in diesem Zusammenhang die Diskussion um den Missbrauch von Autos als Waffe: im Gegensatz zu Statussymbolen wie Haus oder Familie ist der Besitzer einzig und allein Herrscher über das Objekt, die Verwendung an sich ist Demonstration von Macht oder eher, wenn auch oft rein imaginär, von Fähigkeit des Besitzers. Gleichzeitig scheint die Beziehung zu dem Objekt oftmals eine sehr persönliche zu sein; es gehen mehr

Menschen ihrem Auto einen Namen als ihrem Haus. Das Gefühl von Sicherheit, Kontrolle und Beherrschung hat nicht an Attraktivität verloren.

Die Projektion hat sich lediglich verändert.

5. Zusammenfassung

Der behandelte Gegenstand hat zwar nur eine lokal begrenzte Bedeutung, jedoch zeigen sich immer wieder die gleichen Muster im Umgang des Menschen mit der Macht. Immer erstrebenswert, scheint sich nur der Ausdruck ihrer selbst geändert zu haben; Motivation war und ist jedoch, als Einzelnr aus der Menge hervorstechen.

Die andauernde Existenz des Khukuri ist wohl weniger auf die Überlegenheit der Waffe an sich zurückzuführen als vielmehr auf den Reiz, mit ihm Macht auszudrücken und seine eigene Existenz zu schützen, wenn nicht zu rechtfertigen.

¹ Vgl. Der Große Brockhaus:
16. Auflage, Band 5, Wiesbaden, 1954.

² Vgl. <http://www.himalayan-imports.com/gurkha.html> The First Gurkhas
20. 11. 03

Anja Emeling

Kittelschürze

Als Kulturgegenstand habe ich die gute alte Kittelschürze aus Murrers Aitkleidersammlung gewählt. Als Überbleibsel aus sozialistischen Zeiten hatte sie es bis heute nicht fertig gebracht, sich des alten – und unglaublich hässlichen – Fetzens zu entledigen, vermutlich aus einem sentimentalen Anflug alter Erinnerungen heraus. Vielleicht musste sie auch einfach daran denken, wie viele DDR-Mark sie seinerzeit dafür auf den Ladentisch legen musste, denn so eine ganz normale Haushaltsschürze kostete damals unglaubliche 20 Mark, für modischere Exemplare bezahlte man mitunter bis zu 25 Mark. Bedenkt man das damals übliche niedrige Einkommen einer Familie, bedeutete das wirklich viel Geld. So eine Kittelschürze wurde aus Nylon gefertigt, was sie zu annähernd einhundert Prozent luftundurchlässig machte und schweißtreibende Hausarbeiten zu einer übel riechenden Angelegenheit werden ließ. Schließlich zog man sie nicht, wie die uns heute bekannte Form der Küchenschürze, einfach über die Alltagskleidung. Die Kittelschürze war geschneidert wie ein halblanges Kleid mit breiten Trägern oder kurzen Kleidärmeln und zum Anziehen musste man sie nur wie einen Kittel überstreifen und zuknöpfen, ganz einfach und bequem. So ersetzte sie quasi den Hausanzug oder äquivalente Freizeitkleidung – denn die Kittelschürze war der Hausanzug des Ostens. Diese Schürze fühlte sich beim Tragen sehr angenehm an, was – wie meine Mutter mir versicherte – an der Leichtigkeit des Materials lag, aus dem sie gefertigt war. Auch soll es dieses Kleidungsstück in sehr modischen Ausführungen gegeben haben, in verschiedenen bunten Farben mit weißen Absätzen an Knopfleiste und Ärmeln oder schreiend bunt mit Blumenmuster. In der DDR gab es vermutlich kaum eine Frau, in deren Kleider-

schränk nicht wenigstens eine kleine Kittelschürze hing und sei es auch nur ein Überbleibsel aus Omas Aussteuertruhe.

Was aber machte diese zugleich bequeme, jedoch in Hinsicht auf den Schweißfaktor ebenso unpraktische Ganzkörperschürze zu so einem beliebten Objekt unter sowohl jungen als auch älteren Frauen des Ostens? Lag es an dem *angenehmen Tragekomfort* auf den meine Mutter so schwor? Oder vielleicht an den modischen Mustern und Schnitten, die wohl sogar dazu geführt haben sollen, dass manche Frauen es nicht für nötig erachteten, ihre Haushaltsschürzen gegen die übliche Alltagskleidung zu tauschen, wenn sie mal schnell für ein paar Erledigungen zur Kaufhalle rüber huschten?

Tatsächlich denke ich, dass der Grund für diesen allgemeinen *Modetrend* wohl eher an der Konsumknappheit des Bekleidungsmarktes lag. Wenn man viel Geld für eine hübsche Bluse bezahlt, auf die man auch noch lange warten musste und sie vielleicht sogar nur über Beziehungen unter dem Ladentisch bekam, dann achtet man wohl ganz besonders darauf, dass dem guten Stück nichts zustößt. So oder ähnlich hat es sich wohl mit fast allen Kleidungsstücken verhalten, die man damals auf die eine oder andere Weise erstanden hatte – jedenfalls galt es sie vor irreversiblen Flecken zu schützen und was wäre da besser geeignet als eine handelsübliche Kittelschürze. Das unkomplizierte, wenn auch luftstauende Material war leicht zu waschen und trocknete im Handumdrehen. Bügeln war unnötig, schließlich glättet Nylon sich von selbst auf der Wäscheleine. Viele Frauen muss das überzeugt haben, denn die Kittelschürze war aus ostdeutschen Haushalten kaum wegzudenken.

Allerdings kann es vielleicht auch sein, dass diese Schürzenkleidchen tatsächlich als schick angesehen waren? War es vielleicht sogar ein Muss für die Frauen der DDR, in ihrer Freizeit die Alltagskleidung gegen Schürzen zu tauschen, einfach weil das ihre Mütter schon getan haben und weil Frau Müller von gegenüber auch eine trägt und darin so reizend aussieht? Vielleicht zeichnete sich eine ostdeutsche Frau ja dadurch aus, dass sie – wie alle anderen – eine Kittelschürze hat. Das macht sie dann also zu einem Teil einer

Gruppe. Wenn das tatsächlich so war, was bedeutete es dann, keine Kittelschürze zu haben? Ausschluss aus der sozialen Gemeinschaft? Wurde man als Schürzenverweigerer etwa der Klassenfeindlichkeit bezichtigt? Über diese Frage mussten sowohl meine Mutter wie auch deren Mutter lachen. Eine Antwort gaben sie mir allerdings nicht.

Stellt sich immer noch die Frage, warum es denn unbedingt eine Kittelschürze sein musste. Warum nicht eine von diesen hübschen halbrunden Rüsenschürzchen, die man lediglich um die Taille legt und hinter dem Rücken zubindet? Vielleicht war auch das eine Frage der Verfügbarkeit oder aber solche Schürzen galten als Gegenstände der unerwünschten westlichen Konsumgesellschaft und machten den Besitzer zum Stasiziel. West Schürzen unerwünscht?

Was allerdings die hässlichste aller Schürzen ausgerechnet zum Kultobjekt werden ließ, das auf keiner DDR-Party fehlen darf, ist mir noch immer ein Rätsel. Wahrscheinlich verdankt sie das ihrem ausgesprochen unmodischem Design, so wie es sich mit vielen Kultobjekten verhält.

Der Kreisel

Es ist Freitagnachmittag und wie jeden Freitag versammelt sich die ganze Familie zum gemeinsamen Kaffee trinken. Während die Erwachsenen sich über die vergangene Woche austauschen, beschäftigen sich meine Cousinen und Neffen im Wohnzimmer eifrig mit dem Drehen von mindestens zehn Kreiseln. Der Höhepunkt ist, wenn sie es schaffen, dass sich alle gleichzeitig drehen, wenn einer umfällt, wird dieser von Neuem in Schwung gesetzt, aber ganz vorsichtig, damit der die anderen nicht berührt und sie womöglich noch aus ihrer Bahn wirft. Fasziniert von diesem Spiel, darf man die Kleinen nicht stören.

Es ist nun ungefähr fünf Jahre her, als meine Mutter begann, aus jedem Urlaub, egal wo sie war, Marokko, Ägypten, Kroatien oder sogar Nepal, einen Kreisel mitzubringen, jedes Mal freute sich die Familie auf eine neue Variation, die sie wieder auf irgend-einem der vielen Märkte entdeckt und ersteigert hatte.

Woher rührt diese Faszination? In diesem Essay möchte ich auf wenige Aspekte, auf die ich während meiner Recherche gestoßen bin, eingehen.

Der Kreisel gehört zu den ältesten Spielzeugen der Welt und unterliegt wenig modischen Schwankungen. Zum einen übt der Kreisel eine Faszination aus, die jedes Kind und auch Erwachsenen begeistert. So veranlasste er zwei Männer, Felix Klein und Arnold Sommerfeld, im Jahr 1894 ein 780 Seiten langes Buch über Kreiselphysik zu schreiben. Rein physikalisch gesehen, zeigt uns der Kreisel während des Rotierens nichts anderes als die Bewegung der Erde im Kleinen – das Drehen um die eigene Achse.¹ Als Teil der Spielkultur gehört der Kreisel vermutlich zum Repertoire eines jeden Haushaltes, sei es der Brummkreisel, der durch die schnelle Drehung und Luftschwingungen Töne von sich gibt,

der „normale“ hölzerne Kreisel oder der Würfelmkreisel. Bezogen auf den Letzten wird dieser in der jüdischen Kultur auch Dreidel oder Trenderl genannt. Auf den möchte ich gerne ein wenig näher eingehen. Der Dreidel ist das „Hauptrequisit“ eines, zur Unterhaltung der Kinder am Chanukka², bestimmten Spieles. Zumeist aus Holz geschnitzt, ist der Dreidel dem Aufbau eines „normalen“ Kreisels ähnlich. Es verläuft eine dünne Achse durch die Mitte, der oben herausragende Teil wird als Griff bezeichnet und der untere, kürzere Teil bildet den Fuß. Am würfelförmig geschnitzten Kreisel befinden sich, an jeder der vier Seiten, der Reihe nach folgende Wörter „Ness gadol haja scham“, was übersetzt bedeutet „ein großes Wunder geschah dort“ (am Chanukka). Auf vielen Kreiseln stehen die Anfangsbuchstaben auf hebräisch. Den Ausgang des Spieles bildet das Wort, welches nach oben fällt. So werden in Deutschland die Anfangsbuchstaben als Nehmen – Ganz – Halb – Setzen gedeutet, woraus sich unterschiedliche Spielregeln ableiten. Das ausgesprochen beliebte Kinderspiel wird selbst in frommen Kreisen, die sonst jedes Spiel verpönnen, nicht nur geduldet, sondern sogar gern gesehen. In den Chanukkatagen erhöht das Spiel die Stimmung der Kinder und trägt, beschränkt auf die Festtage, in jeder Familie seinen eigenen jeweiligen Charakter. Manch Rabbi³ sieht in den Spielen mit dem Dreidel messianische Bilder und in dessen Achse ein Symbol für Israel.⁴

Bezogen auf die symbolische Bedeutung, beinhaltet der Kreisel den Kreis oder auch das Rad, im Namen sowie in seiner Struktur. Der Kreis ist ein universelles Symbol, dessen Verwendung schon in frühesten Kulturen zu erkennen ist. Zum einen häufig als Symbol für die Erde – auch der Kreisel dreht sich um die eigene Achse. Zum anderen im Zusammenhang mit dem Sonnenlauf, die Zeit wurde als Bewegung im Raum interpretiert, folglich kann das Rad ein Symbol der Zeit bedeuten. Im Buddhismus und Hinduismus steht der Kreis für den Kreislauf von Geburt, Tod und Wiedergeburt. Er besitzt weder Anfang noch Ende und wird folglich auch als Sinnbild für Ewigkeit und Unendlichkeit, aber auch als In-sich-Geschlossen gesehen.⁵

All diese Interpretationen und Deutungen können auch auf den Kreisel angewendet werden.

Schlussfolgernd ist zu sagen, dass der Kreisel, als Objekt, wahrscheinlich nie an Faszination verlieren wird. Im Laufe der Zeit wurden auch moderne Versionen entwickelt, bspw. das Jojo oder das Diabolo, welche jedoch ein wesentlich höheres Maß an Konzentration und Übung erfordern, um diese in Bewegung zu halten. Vielleicht ist es die Einfachheit des Kreisels, die seine Faszination ausüben oder die Tatsache, dass er steht und sich zugleich bewegt.

Anmerkungen:

1. Schlichting, H. Joachim, S. 1–2, 1992.
2. Acht Tage dauerndes Fest im Dezember, zur Erinnerung an die Wiederherstellung des Jerusalemer Tempels (165 v. Chr.)
3. Ehrentitel spätjüdischer Theologen
4. Jüdisches Lexikon S. 550–551, 1928.
5. Lexikon der Symbole, S. 275–276, 2003.

Quellen:

1. Schlichting, H. Joachim (1992):
Kreiselphänomene.
www.uni-muenster.de/Physik/DP/lit/Freihandspielzeug/Kreisel.pdf
2. Kafka, Werner; Zerbst, Marion (2003):
Lexikon der Symbole: Zeichen/Schriften/Marken/Signal.
Leipzig: E. A. Seemann Verlag.
3. Jüdisches Lexikon Band II D–H (1928): *Ein* enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in vier Bänden. Berlin: Jüdischer Verlag Berlin.
4. Bertelsmann Universal Lexikon (1993). Gütersloh:
Bertelsmann Lexikon Verlag GmbH.

120 Jahre Kussmund! – Geschichte und Signalwirkung des Lippenstiftes

Erst jüngst, im Oktober 2003, erschien eine Studie zum Thema Kosmetik, welcher zufolge der Lippenstift bei 87 Prozent aller befragten westdeutschen Frauen das wichtigste Schminkutensil überhaupt sei.¹ Doch wie und warum avancierte der Lippenstift zu dem Liebling der Frauen, wenn es um ein gepflegtes und attraktives Erscheinungsbild geht?

Bereits 3500 v. Chr. wurde augenscheinlich Lippenpaste verwendet, denn den ältesten Lippenbalsam, der auf diese Zeit datiert wurde, fanden Forscher bei Ausgrabungen um die sumerische Stadt Ur. Wandbildern und Gräberfunden aus dem alten Ägypten zufolge benutzten dort Frauen verschiedentliche Rottöne aus Ocker und Farbsäften, um das natürliche Rot ihrer Lippen hervorzuheben. „Griechinnen gebrauchten dafür ein helles Mennigrot“ (Brockhaus Enzyklopädie, 1990:430), um sich gemäß dem Leitsatz „mens corpora sane“ (Ein gesunder Geist wohnt in einem gesunden Körper.) ausgiebig der Körper- und Schönheitspflege zu widmen. Im alten Rom hingegen „waren Schminke und Lippenrot z. Zt. der Republik verpönt“ (Brockhaus Enzyklopädie, 1990:430) und so fanden die Lippenfarben hier erst mit der Eroberung Griechenlands Einzug. Jedoch war das Bemalen der Lippen zu allen Zeiten Anlass zu regen Diskussionen. Zum einen sollten rote Lippen ein sichtbares Merkmal guter Durchblutung und somit ein Zeichen von Fruchtbarkeit sein. Frauen wollten Männern damit die Aussicht auf gesunde und kräftige Nachkommen signalisieren. Hier wird bereits die weibliche Orientierung an den – zumeist durch Männer definierten – Normen für ein ästhetisches Äußeres offensichtlich. Zum anderen galten mit dem Untergang des römischen Reiches und auch im Mittelalter zur Blütezeit des Christentums Schminke und damit auch Lippenpaste als Symbol der Sünde und Zügellosigkeit.

Bezieht man sich jedoch auf den Lippenstift in seiner eigentlichen Form, Funktionsweise und Zusammensetzung, so kann das Jahr 1883 als offizielles Geburtsjahr des Lippenstiftes genannt werden. Auf einer Weltausstellung in Amsterdam stellte ein Pariser Parfümeur erstmalig einen in Seidenpapier gewickelten Stift vor. Dieser so genannte „Stylo d'Amour“, benannt nach der Schauspielerin Sarah Bernhardt, bestand aus Rindertalg, Wachs und gefärbtem Rizinusöl und war nach heutigen Maßstäben sündhaft teuer, kostete ein Farbstift doch ca. 50 Euro. Nicht nur deshalb, sondern vor allem wegen seines Einsatzes unter den Damen des Schauspiels und horizontalen Gewerbes, war der Lippenstift damals noch verpönt. Rote Lippen standen also damals schon symbolhaft für die weibliche Verführung, Leidenschaft und Liebe. Erst mit der Entwicklung der Filmindustrie seit Beginn des 20. Jahrhunderts erhielt auch der Lippenstift Einzug in die Gesellschaft.

Insbesondere die Stummfilmschauspielerinnen verkörperten mit ihren herz- bzw. schwalbenförmig nachgezogenen Lippen die Sehnsucht und Schönheitsideale der Frauen der 20er Jahre. Von diesem Zeitpunkt an lief die Weiterentwicklung und Produktion auf Hochtour, Lippenstifte gab es daraufhin in den verschiedensten Farbnuancen. Nicht zuletzt die Inflation trug zum steigenden Absatz des Lippenstiftes bei. In Zeiten wirtschaftlicher Rezessionen gibt es zwar weitaus wichtigere Sachverhalte als die Lippenfarbe, jedoch zeigen Studien, dass Frauen gerade in angespannten Wirtschaftszeiten gern zum Lippenstift greifen. Noch bevor die USA zum Ende des Jahres 2001 ganz offiziell von Rezession sprachen, hatte die Kosmetikindustrie ihren Kundinnen die Krise bereits von den Lippen gelesen: Die Umsätze waren im Vergleich zum Vorjahr um 11 Prozent gestiegen – für Kenner ein untrügliches Indiz für wirtschaftlichen Abschwung. Nicht umsonst entwickelte der Kosmetikerhersteller Revlon den Werbeslogan „On a bad day there is always lipstick!“.

Der Einsatz des Lippenstifts im übertragenen Sinne als „Waffe der Frau“ gipfelte in den USA zur Zeit des Zweiten Weltkrieges: Lippenstiftproduzenten kreierte Produkte mit so heroischen Na-

men wie „Patriot Red“ (Angelus) oder „Victory Red“ (Elizabeth Arden), um an den Patriotismus der Kundinnen zu appellieren. Lippenfarbe fungierte hier als Symbol zur Stärkung der Moral und gegen die allgemeine Kriegsmüdigkeit.

Der Lippenstift in seiner heutigen Form besteht u. a. aus halbfesten Fetten, Bienenwachs zur Verbesserung der Farbhafung, Paraffinöl, Cetylalkohol zur Erweichung der Haut sowie aus Farbpigmenten und -lacken, wie z. B. Karmin, je nach Farbintensität.

Die meisten jungen Mädchen probieren Lippenstifte zu Beginn der Pubertät aus, oft durch heimliches Forschen im mütterlichen Kosmetikschrank oder durch Ausprobieren mit Freundinnen. Die Tradition des Lippenschminkens wird in der westlichen Kultur zumeist durch Abschauen und Imitieren überliefert, seltener durch bewusste Aufforderung dazu.

Auffällig ist, dass der Lippenstift seit jeher als Symbol weiblicher Erotik und Sinnlichkeit gilt und als eines der wichtigsten Anziehungsmerkmale der Frau gilt. In unserer Gesellschaft gilt ein roter Kussmund bei Frauen als ästhetisch und attraktiv. Das Kollektiv ist hier also klar definiert, es sind die Frauen. Nichtsdestotrotz wird mit dem zunehmenden Körper- und Pflegebewusstsein des modernen Mannes die Frage nach Schminkutensilien für diesen immer lauter. Als Erster reagierte der französische Modedesigner Jean-Paul Gaultier, der in seiner ausschließlich für Männer konzipierten Kosmetiklinie auch vier Lippenstifte in dezenten Rottönen entwickelte. Es ist zwar ungewiss, ob sich dieser Trend so durchsetzen wird, jedoch stellt sich unweigerlich die Frage: Werden zukünftig auch Männer beabsichtigen, mit rot geschminkten Kussmündern als Zeichen ihrer Erotik zu beeindrucken?

1 Befragung der „Psychdata“-Instituts Frankfurt/Main im Auftrag der Bonner Media K.G.

(1990): Brockhaus Enzyklopädie, 19. Auflage, Mannheim:

F.A. Brockhaus GmbH

Lexikon-Institut Bertelsmann (Hg.) (1995):

Die große Bertelsmann Lexikothek.

Gütersloh: Bertelsmann Lexikothek Verlag GmbH in:

Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

„Halloween“

Die Entstehung eines neuen Brauchtums?

Der Wechsel von der lichten Jahreszeit zur dunklen, also von Sommer zu Herbst und Winter, ist in unseren Breitengraden von kürzer und kälter werdenden Tagen gekennzeichnet. Der größte Teil der Ernte ist eingebracht, was die Kirchen traditionell mit einem Dankfest feiern. Spätestens wenn auch die letzten Bäume ihre Blätter verloren haben, stellt sich eine allgemeine Stimmung der Gemütlichkeit, Ruhe oder Besinnung ein.

Aus dem christlichen Kontext wird der November in diesem Zusammenhang auch „Totenmonat“ genannt, der an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnt. Zu den christlichen Feiertagen St. Martin, Allerheiligen und Allerseelen hat sich ein Fest gesellt, das noch bis vor zehn Jahren in Deutschland nahezu unbekannt war, mit zunehmender Anhängerschaft immer populärer wird und sich schnell verbreitet: Halloween. In seinem Erscheinen ist der Brauch leicht zu erkennen, unzählige Symbole für Schrecken, Tod, Ekel durch Fledermaus- und Skelettkostüme und anderen phantasievoll-schaurigen Accessoires dienen zur Verkleidung und Dekoration, allen voran der ausgehöhlte Kürbis, der wohl das eindeutigste und bekannteste Symbol für Halloween ist. Um das Phänomen an sich, sein Auftreten und seine Auswirkung besser beleuchten zu können, lohnt sich ein Blick hinter die Fassade, denn bei näherer Betrachtung drängen sich viele Fragen auf, die dieser kurze Aufsatz zu ordnen versucht.

Schon Mitte November weisen erste Anzeichen auf dieses Fest hin: Halloween's Kultstatus führt zu allgemeinen Umsatzsteigerungen, alle Branchen steigen auf dieses Thema ein, nicht nur Spiel- und Süßwarenhandel sowie Faschingskostümverleiher. Allerorts lassen sich Dekorationsartikel kaufen und natürlich bieten Veranstalter von Clubs und Diskotheken spezielle Motto-Partys an. Zu

dem zyklischen Erscheinen zählt auch das zunehmende Interesse der Medien, die die Feier regelmäßig als vermeintlichen Indikator einer fortschreitenden Amerikanisierung zu entlarven versuchen oder zumindest die Reklamierung als ein eigenständiges Fest als inhaltslose Darstellung und Selbstinszenierung einer bloßen Spaßgesellschaft verstehen. Sie werden nicht müde, auf spirituelles Verlangen einer unsicheren Gesellschaft zu verweisen und widersprechen sich in ihrer Recherchearbeit über die Ursprünge Halloween's. Auch die Kirchen beschäftigen sich jedes Jahr wieder mit diesem Thema, allerdings kommt dort, neben den Unstimmigkeiten über die Herkunft, auch noch die Uneinigkeit, wie damit umgegangen und das vermehrte Auftreten eingeschätzt werden soll. Aber nicht nur in Medien- und Kirchenkritik herrscht Zwiespältigkeit, gerade die Wissenschaft steht dem Phänomen erstaunt, neugierig und uneinig gegenüber. In diesem Zusammenhang ist es interessant zu beobachten, welche Diskurse jedes Jahr (neu) entstehen und wer diese führt.

Halloween findet am Vorabend von Allerheiligen statt, also in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November. „Hallowed“ bedeutet soviel wie „holy“, „saint“. Der Abend vor „All Hallows' Day“ (bzw. „All Saints' Day“, die vermutlich sprachgeschichtlich ältere Variante) ist „All Hallows Evening“, was sich scheinbar zu „Halloween“ abgeschliffen hat.¹ Obwohl die Bezeichnung christliche Ursprünge vermuten lässt, wird in der Geschichtswissenschaft auch die Meinung vertreten, es stamme aus dem keltischen Kontext. Mit „Samhain“ nämlich, einem der vier keltischen Großfeste, feierten die Kelten das Sommerende, den Beginn eines neuen Jahres und ihre Ernte-Erträge, wobei sie bestimmte Riten und Opferregelungen entwickelten. Nach ihrer Vorstellung bedeutete „Samhain“ eine Verbindung zwischen zwei Welten, der Menschen und der Geisterwelt, weswegen er auch als Totengedenktag gefeiert wurde. Die Frage nach der Zukunft zeigte den Wahrsagegebrauch, den die Berührung zwischen Menschen- und übernatürlicher Welt mit sich brachte, die außerdem dazu führte, traditionelle Werte und Normen auf den Kopf zu stellen.

Auch während der Christianisierung blieb „Samhain“ ein beliebtes Fest, im 9. Jh. wurde es jedoch von Papst Gregor d. IV durch „Allerheiligen“, einen universalen Feiertag, ersetzt. Durch die Anweisung, die Bräuche der Heiden zu christianisieren statt abzuschaffen, wurden die heidnischen Glaubensvorstellungen zu christlichen, nicht nur äußerlich – das Tor zur „Anderswelt“ wurde zum Tor zur „Unterwelt“, bzw. „Hölle“, durch das Wesen wie Dämonen und Hexen ins Diesseits gelangen und allerhand Unfug anstellen konnten. Deshalb wurden Kreuze an die Tür gehängt, Kinder und Vieh mit Weihwasser besprengt in Erwartung böser, Essens- und Getränkgaben vor die Tür gestellt in Erwartung guter Geister. In der britischen Tradition entwickelte sich ein Heischebrauch², dabei wurden Almosen für Alte, Kranke und Schwache erbeten. In Irland war es dagegen üblich, sich zu verkleiden, um (meist unliebsame Mitmenschen) zu erschrecken, in Rüben Fratzen zu schneiden und Kerzen darein zu stellen, um Geister zu vertreiben, was auch nach der christlichen Umformung in der Tradition erhalten blieb.

Nach der „Großen Hungersnot“ gelangte Halloween durch irische Emigranten in die Vereinigten Staaten. Der Kürbis ersetzte die Rübe und das Fest wurde zur Nacht der Streiche und Maskenparties, was später in Vandalismus ausartete – Personen und Tiere wurden verletzt und Eigentum zerstört. Von „Samhain“ blieb nur übrig, dass in der Nacht vor Allerheiligen Normen und Pflichten des Einzelnen in der Gemeinschaft ausgesetzt und alles sonst Verbotene erlaubt schien. Pfadfinder und andere Organisationen des öffentlichen Lebens begannen, für ein friedlicheres Feiern einzutreten und vielleicht dadurch entwickelte sich eine neue, sehr spezielle Form heraus. Zwar war der Heische-Brauch schon aus der britischen Tradition bekannt, hier erstand aber die Idee, die mit dem Vers „Trick or Treat“ (übersetzt: „Süßes, sonst Saures“) ihren eigenen Ausdruck fand: der Weg zu den Süßigkeiten für sich selbst führt über die eher freundlich gemeinte Androhung von Streichen. Den gegenwärtigen Heische-Brauch, den wir z. B. durch Steven Spielbergs Film „E. T.“ kennen und untrennbar mit Halloween ver-

binden, entwickelte sich also erst in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts. Zur US-amerikanischen Kulturtradition gehört heute auch das übermäßige Schmücken von Wohnhäusern und Straßen fast als Gesamtkunstwerk zu diesem Anlass, zudem wird Halloween auch durch Straßenumzüge gefeiert.

Der Weg nach Deutschland ist nicht so klar nachzuvollziehen, wie der von der irischen Insel in die Vereinigten Staaten. Neben einer zunehmenden Ausbreitung in Deutschland findet Halloween auch in der Schweiz, Italien und Frankreich immer mehr Anhänger. Zum einen wird das Brauchtum zweifellos durch die Medien transportiert, zum anderen werden weltweit kulturelle Phänomene einiger Kulturen durch andere übernommen. Was hier im Zuge der Globalisierung bewertet wird, ist nicht neu – immer wieder bedienen sich Kulturen aus Elementen anderer, Feste und Rituale wandern, bestätigt die Brauchtumsforschung. Dabei ist es interessant, lokale Entwicklungen zu beobachten auf die Frage hin, ob es einen Trend gibt, wie das Fest zu feiern ist und ob sich Sonderformen herausbilden.

Halloween übernimmt zahlreiche Elemente traditioneller Bräuche. Der Kürbis beispielsweise steht auch als Symbol für Erntedank. Außerdem lassen verschiedene Zeichen, wie die dominierenden Farben Schwarz, Gelb und Orange, sowie Accessoires, wie beispielsweise Skelettkostüme, auf die Betonung des Todes schließen – auch Allerheiligen erinnert an den Tod. Die Bettelbräuche weisen auf St. Martin hin und nicht zuletzt das Augenscheinlichte, das Verkleiden, erinnert an Karneval. Ist die Halloween-Maskerade in Wirklichkeit eine Art ritueller Zeremonie? Die Möglichkeit, in eine andere Rolle zu schlüpfen und die Lust zur Verkleidung kennen wir aus der Faschingstradition. Genau wie Karneval besitzt Halloween einen öffentlichen Charakter, im Gegensatz zu familiären Festen wie Weihnachten. Allerdings liegt hier die Betonung auf Tod und Finsternis und dem Spaß an Mysterischem und Gruseligem. Die Kostümierungen wirken dabei aber überhaupt nicht unheimlich oder erschreckend, vielmehr bieten sie dem einzelnen Akteur die Möglichkeit, sich und seine Persönlichkeit spie-

lerisch zur Schau zu stellen. Außerdem kann Halloween ortsungebunden stattfinden, es ist zunächst auf keine bestimmte Region festgelegt. Gemein ist ihnen beiden in jedem Fall die Vorstellung einer „verkehrten“ Welt.

Aus einer pädagogischen Perspektive lässt sich auch noch etwas ganz anderes erkennen, nämlich für Kinder die Möglichkeit, den Erwachsenen Streiche zu spielen, ohne bestraft zu werden. Sie können die Nacht erobern und einen Umgang mit ihren eigenen Ängsten, Realität und Fiktion spielerisch erlernen.

Teilweise nennt die Wissenschaft Halloween einen Ausdruck zunehmender Verunsicherung in der Gesellschaft und versucht das Phänomen mit dem Schlagwort „Selbstzerstreuung“ als Ablenkung vom Alltag zu erklären.³ Die Annäherung an den Tod zeigt die Suche nach Auseinandersetzung mit Vergänglichkeit. Allerheiligen und auch der Reformationstag können zwar seitens der Kirche die Möglichkeit zeigen, auf das Bewusstsein der Vergänglichkeit und die damit verbundene Notwendigkeit des inneren Wandels einzugehen. Aber vielleicht bietet das Christentum an dieser Stelle doch nicht genug Hilfe und Unterstützung, steht Halloween also als Ersatz in diesem Punkt? Von einem Untergang des Abendlandes kann jedenfalls keine Rede sein, vielmehr stellt sich die Frage, ob die Angebote der Kirchen, der Toten zu gedenken, nicht mehr ausreiche und rückständig sind.

Natürlich stellen sich die traditionellen christlichen Institutionen dieselben Fragen. Während fundamentalistische Christen in den USA in dem Fest eine Verherrlichung des Bösen/bzw. des Teufels sehen, zeigen sich auch Frankreichs Kirchenvertreter besorgt über die vermeintliche Zuwendung zum Heidentum. Das Fest verzerrt die Bedeutung von Leben und Tod, habe nichts mit der christlichen Kultur zu tun und sei sogar das bedeutendste Fest der Satanisten weltweit. Doch sucht die Gesellschaft wirklich wie hier dargestellt nach einer Art Zivilreligion, die die christlichen Werte ersetzt oder zumindest erweitert? Auch in Italien sind sich die religiösen Spezialisten einig und verwerfen Halloween als einen Fremdkörper, der mit Allerheiligen nichts zu tun hat. Die *Encyclopedia of*

Religion versteht unter Halloween die Möglichkeit, sich über traditionelle Werte hinwegzusetzen und die eigene normgeprägte Rolle ablegen zu können. So gelassen sehen es auch weitere Vertreter der Kirche und raten zu einer positiven Bewertung, denn innerhin zeige dieser Brauch ein allgemeines gesellschaftliches Bedürfnis, sich mit dem Tod zu beschäftigen. Die Kirche muss sich ernsthaft fragen, ob sie mit ihren Angeboten und Verarbeitungsmechanismen die Gesellschaft überhaupt noch erreicht oder deren Angebote als bloßes Feiern unverständlicher Liturgien und fremd anmutender Rituale angesehen werden. Eine weitere Möglichkeit ist eine Einbeziehung in den christlichen Kontext selbst: wenn Karneval auf die Fastenzeit vorbereitet, könnte Halloween auf Allerheiligen und Allerseelen einstimmen? Einige sehen in Halloween nur eine Spielerei und eine Anknüpfung an St. Martin, anderen wiederum schwebt die Idee einer „New Age“-Religion⁴ vor, die eine Ablehnung der christlichen Weltanschauung beinhaltet.

In jedem Fall ist das Phänomen Halloween noch nicht zu Ende gedacht und von unterschiedlichen Seiten beleuchtet. Die Ethnologie und die Brauchtumsforschung stellt das Auftreten eines neuen Brauchs vor viele neue Fragen und Theorien: Was bedeutet die dynamische Entwicklung dieses Events in Hinsicht auf einen Wertewandel in der Gesellschaft? Wie durchlaufen traditionelle Bräuche und Feste Transformationen? Wie verhält sich die Globalisierung zu alledem? Welche und wessen Bedürfnisse werden befriedigt? Kann man in diesem Zusammenhang von Ritualen sprechen? Wie ist die Gemeinschaft der Anhänger im gesellschaftlichen Kontext einzuschätzen? Wird sich Halloween im herkömmlichen Festkalender verankern?

Als kulturelle Erscheinung bietet Halloween genug Fläche, kulturwissenschaftlich untersucht zu werden. Ob es sich zu einem festen Brauch entwickeln wird, bleibt zu beobachten – der ebenso zyklisch auftretende Diskurs über das Phänomen hat jedenfalls schon eine eigene Tradition.

Anmerkungen:

- 1 Moore, John (1986)
- 2 Heischbräute gibt es weltweit, das traditionelle „Stirnringen“ ist ein Beispiel dafür.
- 3 I. z. Werner Mezger, Professor für Volkskunde und europäische Ethnologie an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiberg, in einem Artikel der bkk-online.
- 4 Moore, John (1986)

Quellen:

- Moore, John:
Halloween in den vereinigten Staaten. In: Scheinost, Marina [Hg.] (1996).
Haube-Haustreu-Halloween: Lebendige Kulturwissenschaft.
Hildenburghausen: Verlag Frankenschwelle
- Ferrn, Vergilio:
[Hg.] (1956). Encyclopedia of Religion. London: Owen
- Becker-Huberti, Manfred:
(2002). Religiöses Brauchtum im Herbst.
www.religioevcs-brauchtum/herbst/halloween.htm 20. 11. 03
www.entry-magazin.de/Bericht/Halloween.htm 20. 11. 03
www.zuibk.ac.at/volkskunde/infoservice/halloween.htm 20. 11. 03
www.halloween.im.rheinland.de 20. 11. 03
www.kath.de 20. 11. 03
www.sternde/id/wirtschaft/unternehmen/meldungen 20. 11. 03
www.volkskunde.uni-freiburg.de 23. 11. 03

Das Palästinensertuch – Kefije

Mein Kulturgegenstand, den ich für dieses erste Essay im Seminar Einführung in die Kulturwissenschaften ausgesucht habe, ist das Palästinensertuch, auch umgangssprachlich Pali genannt. Ich versuche der Fragestellung nachzugehen, worin die heutige Bedeutung des Palästinensertuches in Deutschland liegt? Ich möchte meine Betrachtung auf Deutschland beschränken, da ich über die Bedeutung in anderen Ländern nur vermutend sprechen kann. Auch soll meine Betrachtung nicht den Anspruch erheben, die einzig richtige zu sein, da ich mich nicht intensiv im Rahmen einer Hausarbeit bzw. Forschung mit dem Thema auseinandergesetzt habe.

Das Palästinensertuch heißt eigentlich Kefije oder hebräisch Shemag. Die Maße betragen im Allgemeinen 100 x 120 cm. Prägnant für dieses Baumwolltuch ist das kariert, gewürfelte Muster. Die schwarz-weiße Farbversion ist die wohl geläufigste oder bekannteste, zudem gibt es noch die ursprüngliche rot-weiße Variante und etliche andere Farbkombinationen.

Die eigentliche Funktion des Kefije im arabischen Raum liegt im Schutz vor der sengenden Sonne. Man trägt es dort als Kopftuch, weit über die Schultern hängend, zusammengebunden am Kopf mit einer Kordel, einer kräftigen Schnur aus Wolle oder Kamelhaar. Diese wird auch Agal genannt. Hier in Deutschland diente es, um den Hals geschlungen, als Ausdrucksmittel der Linken. Zudem kann man auch sagen, dass es genauso wärmende Funktion wie der normale Schal oder andere Tücher hat. In Bezug auf die Linken oder politischen Hintergrund hier dürfte von Demonstrationen bekannt sein, dass demonstrierende Träger sich leicht damit verummten können.

Der wohl bekannteste Träger des Palästinensertuchs ist der Palästinenserpräsident und ehemalige PLO-Chef Jassir Arafat.

Wie erhielt nun diese traditionelle Kopfbedeckung Einzug in die Szene der politischen Linken Deutschlands? 1967 gewann Israel den Sechs-Tage-Krieg gegen die Araber. Dies löste Sympathiebekundungen für die Palästinenser bzw. für die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO) unter den politisch links aktiven Studenten aus, welche größtenteils dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund angehörten. Als Zeichen der Verbundenheit und einer anti-amerikanischen Haltung, Israel wurde als Vorposten der USA gesehen, begann man zur alltäglichen Kleidung das gemusterte Tuch zu tragen. In den Siebzigern verlor sich die eigentliche Herkunft des Kefije. Und es wurde zum Ausdruck für einen Gruppenzusammenhalt und zur Äußerung des eigenen Bewusstseins, gegen herrschende Verhältnisse zu sein. Sowie in den folgenden Jahrzehnten auch über den Hausbesetzer, Punk hin zum demonstrierenden Friedensaktivisten.¹

Das bis jetzt Dargestellte zum Gegenstand des Palästinensertuchs könnte man unter einer Fragestellung nach dem historischen Ursprung und dessen Entwicklung in dessen Bedeutungszuweisung betrachten. Das Kefije scheint verschiedene Funktionen zu haben, im Alltag und symbolisch. Auch muss man einen Unterschied machen zwischen dem Herkunftsraum und dem Verbreitungsgebiet, in dem ich auf diesen Gegenstand aufmerksam geworden bin. Worin liegt also die heutige Bedeutung?

Zu kaufen gibt es die heutzutage in vielen Farben produzierten Tücher vom Army-Outdoor-Shop über Flohmarktstände hin zum pseudopsychedelischen Hippie-Laden am Kurfürstendamm in Berlin. Ich selbst habe mein Pali vor einigen Jahren auf einem Weihnachtsmarkt für damals 10 Mark gekauft. Hier zeigt sich schon ansatzweise, dass es sich heutzutage nicht mehr unbedingt um einen wertvoll handgefertigten Importartikel, sondern viel mehr um billige maschinell produzierte Massenware handelt. Was mich zu der These bringt, die politische Bedeutung scheint immer mehr abzunehmen und beim Gegenstand des Palästinensertuches han-

delt es sich mehr und mehr um einen Gegenstand von Pop- und Jugendkultur. Eine These, für die mich wohl einige linksalternativ Denkende köpfen würden. Schließlich ist der politische Ausdruck, der mit dem Tragen verbunden ist, noch längst nicht erloschen, ich selbst möchte damit mein linksorientiert kritisches Bewusstsein ebenfalls nach Außen hin zeigen. Jedoch, wenn man betrachten würde, wer heutzutage damit rumläuft ... könnte man höchst wahrscheinlich feststellen, dass viele junge Menschen von 14 bis 20, ich will mich da nicht so genau festlegen, das Pali um den Hals tragen. So jedenfalls meine Beobachtung, gerade hier in Frankfurt. Was nicht heißen soll, dass der größte Teil der Träger Jugendliche sind. Worauf ich hinaus will ist, dass es inzwischen unterschiedliche Auffassungen geben muss, sich das Kefije um den Hals zu werfen. Nicht jeder von ihnen ist politisch interessiert, ansonsten hätten wir eine Menge engagierter Leute. Anderstüm sind politisch aktive junge Leute nicht gleich Träger von Palästinensertüchern. Man müsste also den Gründen nachgehen, warum junge Leute das Pali tragen.

Ich finde, in dieser Betrachtung ergeben sich auch Parallelen oder Zusammenhänge mit der Verbreitung des Che-Symbols auf T-Shirts, Aufnähern etc. sowie der Popularität von Kuba-Symbolen. Eventuell möchten sich junge Leute nicht in die gängigen Schubladen von Technohörern, Skatern und so genannten Normalos stecken lassen. Und das Pali stellt den Versuch dar, sich von diesen Kategorien abzusondern, individuell zu sein. Ich glaube, Individualität stellt einen wichtigen Punkt dar, das Palästinensertuch in Kombination zum eigenen Modestil. Man könnte also eine Fragestellung nach dem Verhältnis Modebewusstsein und Ausdrucksform bezüglich des Kefije entwickeln. Ist den Trägern noch der ursprüngliche Hintergrund bewusst? Gibt es hier Ansatzpunkte für eine Verhaltensregelmäßigkeit?

Interessant finde ich auch die Frage, wie wird man als Träger von Außenstehenden wahrgenommen? Zum Beispiel wenn man durch einen islamisch geprägten Stadtteil oder sogar durch eine israelische Stadt läuft? Hier in Deutschland provoziert man häufig

damit die Rechten. Man ist schnell identifizierbar für sie als ein anderer, ihrer Meinung entgegen Gesinnter. Auch wenn der Pali-Träger sich nicht unbedingt des politischen Symbols bewusst sein mag.

Zusammenfassend möchte ich sagen, dass die Bedeutung des Kefije sich von den 68er bis heute gewandelt hat. Es gibt verschiedene Gründe, das Baumwolltuch um den Hals zu tragen. Die symbolische Ausdrucksform scheint noch zu überwiegen, das Gefühl unter Gleichgesinnten in einer Gruppe zu sein oder von außen her einer bestimmten Gruppe zugeordnet zu werden. Auf jeden Fall hat die Industrie die Popularität entdeckt und für sich genutzt. Fraglich ist, ob der eher rein funktionale Charakter aus den arabischen Wüstenstaaten und die historische Verbreitung hier in Deutschland jedem bewusst sind. Abschließen möchte ich mit der Frage, ob es eine bestimmte allgemeine Altersgrenze gibt, von der an das Palästinensertuch im Kleiderschrank liegen bleibt, signifikant für einen Gesinnungswandel im Alter von der jugendlich radikalen hin zur gemäßigten? Und welche persönlichen Erinnerungen an das eigene Tuch gebunden sind?

1. Marlies Fischer,

Eine kurze Geschichte der Kefije in Deutschland, Hamburger Morgenpost, 11. 10. 1999, auf <http://de.indymedia.org/2002/10/31052.shtml>, aktualisiert 06. 10. 2002, von mir gesichtet am 20. 11. 2003

Katja Timmberg

Photokamera

Mein Kulturgegenstand ist eine Photokamera. Es ist eine Minox für 35 mm Filme, eine besonders kleine Kamera, an der sowohl Belichtung als auch Belichtungszeit manuell einzustellen sind.

Ich fotografiere leidenschaftlich gerne und hänge sehr an meiner kleinen Kamera, die in jede Handtasche passt. So kann ich sie stets bei mir haben, um von ihr Gebrauch zu machen, sobald ich etwas sehe, was mich interessiert. Mit Hilfe einiger photographischer Tricks beim Spiel mit Belichtung und Belichtungszeit sowie beim Entwickeln der Photos kann ich meine Akzente setzen, Dinge hervorheben, andere z. B. durch Unschärfe verschwimmen lassen, das Wetter manipulieren, um dem Photo eine gewisse Stimmung zu verleihen, Ausschnitte verzerren, dynamisieren oder auch durch Anknüpfen an gewisse photographische Traditionen, die wiederum Sehgewohnheiten geschaffen haben, mein Photo in einen gewissen Kontext stellen. Meine Photos zeigen meist Menschen und Situationen. Ich beobachte und schneide dann aus dem Ganzen das aus, was mich interessiert. Dadurch werde ich gleichzeitig zum Manipulator des Geschehens, da ich durch meine Fokussierung, meinen Blickwinkel und meine Komposition die Situation, die ich fotografiere, erst erschaffe. Ich bringe Menschen in ein Verhältnis zu anderen Menschen und ihrem Umfeld, das sich erst durch das Setzen meines Rahmens herstellt.

Der wichtigste Teil meiner Kamera ist ihr *Aug*e, das man *Objektiv* nennt. Hier sind wir bereits bei der ersten Fragestellung im Hinblick auf eine kulturwissenschaftliche Untersuchung meiner Kamera. Wie objektiv sind Photographien? Oder anders formuliert: Wie ist das Verhältnis zwischen dem Gegenstand der Betrachtung und dem Betrachter, der das Betrachtete mithilfe des Objektivs abbildet, beschaffen? Mit der Erfindung der Kamera war es schein-

bar gelungen, die Wirklichkeit naturgetreu abzubilden. Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden die ersten photographischen Aufnahmen, und so können wir im Falle des amerikanischen Bürgerkriegs erstmals für ein geschichtliches Ereignis von großer Bedeutung photographische Quellen heranziehen.

Photos ermöglichen uns Einblicke in eine Zeit, in der wir nicht gelebt haben, Zugang zu Ereignissen, an denen wir nicht teilgenommen haben, sowie ein Betrachten von Orten, die wir nie besucht haben. Aber all diese Dinge werden uns nur ausschnittsweise gezeigt. Wie oben beschrieben ist es der Photograph, dessen Blick sich in der Photographie abbildet, selbst wenn er nicht bewusst mit den oben beschriebenen Tricks hantiert. Schon bei der Auswahl des Motivs kommt seine Sicht, das, was er für wichtig hält, zum Tragen. Er entscheidet, was gezeigt wird und was nicht. Er bringt diejenigen Dinge und Menschen zueinander in Beziehung, um die er seinen Rahmen setzt. Er belichtet das Geschehen für uns derart, dass sich Geschehen und Blickwinkel bereits innerhalb der Photographie mischen, und wir sie als Betrachter nicht mehr voneinander trennen können.

Gerade die Kriegsdokumentation ist ein interessanter Gegenstand einer kulturwissenschaftlichen Untersuchung der Photographie. Man denke hierbei auch an den Übergang von der Photographie zum bewegten Bild, das schließlich in der Entwicklung des Fernsehens kulminierte. Nachrichtensendungen sind ein wichtiges Medium, welches es uns ermöglicht, uns über viele kulturelle Geschehnisse ein Bild zu machen. Aber spätestens mit der Berichterstattung des Senders CNN über den 1. Golfkrieg wurden Debatten über die Notwendigkeit der Neutralität von Nachrichtenerstattung laut. Hier wurde deutlich, wie der Zuschauer bewusst in seiner Rezeption beeinflusst werden kann. Durch Einbinden der Bilder in einen bestimmten Kontext, bzw. die Wahl der Abfolge der Bilder und durch deren Unterlegung mit Musik wird dem Betrachter nicht nur eine Sichtweise aufgedrückt, es wird auch mit seinen Gefühlen gespielt. Im 2. Golfkrieg rückte ein weiteres Problem in den Vordergrund: die Monopolisierung des Bilder-

verbreitens. Francis Bacon behauptet, dass Wissen Macht ist. Die Macht über die Verbreitung und damit das Formen von Wissen zu haben, wäre demnach Macht über Machtbildung zu haben. Inwiefern dieser Schluss zutrifft und inwiefern Macht zusammenhängt mit dem Zugang zu Informationen und der Entscheidungsgewalt darüber, wie diese weitergegeben werden, ist auch eine Frage, die ich an meinen Kulturgegenstand richte.

Der oben bereits angesprochene Aspekt der Manipulation wird noch bei einer weiteren Funktion bewegter und unbewegter Bilder deutlich. Die Photographie spielt auch eine wichtige Rolle in der Werbung. Hier stellt sich die Frage, inwiefern Werbung Auswirkungen auf die Gesellschaft hat. In der Werbung wird eine Wirklichkeit dargestellt, um zu verkaufen, es werden Vorstellungen darüber geprägt, was unserer Zeit entspräche, was *in sei*, es wird ein Lebensgefühl propagiert, welches erstrebenswert sei und – vor allem wird dies in der Mode deutlich – Geschmack gebildet. Das, was wir wollen, ist also auch das, was wir wollen sollen. Inwiefern wird demnach von einigen wenigen Nutznießern der Industrie, indem unsere Nachfrage nach bestimmten Produkten beeinflusst werden soll, auch unsere Wahrnehmung der heutigen Zeit beeinflusst? Und inwieweit wird unsere Zeit dadurch erst erschaffen?

In dieser Hinsicht ist auch die Untersuchung von Starkult zu betrachten, der durch die Verbreitung von Bildern der Stars erst möglich gemacht wird. Die Stars verkörpern häufig Schönheitsideale der Zeit und werden zu Vorbildern einer Generation. Diese Vorbilder sind aber meist künstlich erschaffen, indem vorher bereits Geschmack gebildet wurde und dieser oder jener Star nun genau den „Zahn der Zeit“ trifft. Sie verkörpern ein Image, also ein Bild, das als Identifikationsvorlage für eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe dient. Dadurch formen sich diese Gruppen aber häufig erst auch. Ein Beispiel hierfür ist die Rapszene, die in der afroamerikanischen Getskultur Amerikas geboren wurde. Bald wurde ihre Musik aber auch außerhalb der Gettos populär und brachte ihre Stars hervor, die sich neben der Musik vor allem durch einen bestimmten Modekodex auszeichneten. Die zunächst sozi-

alkritische Rapbewegung schwappte mit Hilfe des Fernsehens und bebildeter Jugendmagazine erfolgreich als unpolitische, aber markenbewusste auch nach Europa und Asien, wo die amerikanischen Formen von Gettos gar nicht vorhanden waren. Mit was also identifizieren sich die Jugendlichen hier, wenn sie sich einer solchen Bewegung anschließen? Welche Rolle spielt die Mode dabei? Und gäbe es ohne die Interessen einiger Kleiderfabrikanten eine solche Subkultur überhaupt?

Betrachtet man das Phänomen von Stars, stellt sich auch bald die Frage nach den Auswirkungen der Photographie auf die Privatsphäre. Überall, wo ein Star auftaucht, blitzen die Kameras. Aber auch das gewöhnliche Individuum unterliegt durch die Entwicklung der Photographie und des Films häufig einer Überwachung. In Parkhäusern, Geschäften, Unternehmen, öffentlichen Gebäuden, Banken oder, wie in Risikovierteln amerikanischer Städte, auch auf der Straße werden wir aufgenommen. Zunächst scheint das nur zu unserer Sicherheit zu sein. Aber schon George Orwell hat in seinem Roman „1984“ die Idee des ständig überwachten Staatsbürgers weitergesponnen und ein sehr düsteres Bild von einem Staat gezeichnet, der seinen Bürgen jegliche Privatsphäre nimmt. Sind Tendenzen eines totalitären Überwachungsstaats auch in unserer Gesellschaft wahrzunehmen?

Eng verknüpft mit solchen Zukunftsvisionen ist der Aspekt der Forschung. Die Entwicklung der Technologie zeigt sich auch sehr deutlich an der Entwicklung der Möglichkeiten der Photographie, was man heute vor allem an der Entwicklung der digitalen Photographie sehen kann.¹ Aber nicht nur ein Indikator für den Fortschritt der Naturwissenschaft ist die Photographie, sondern auch ein wichtiges Mittel in der Forschung. Filme sind aufgrund ihrer Empfindlichkeit für Röntgen-, Infrarot- und Ultraviolettstrahlungen unersetzbare Informationsträger. In der Physik, Medizin und der Astronomie spielt die Photographie dadurch eine bedeutende Rolle. Sie hat den technischen Fortschritt unserer Welt erheblich vorangetrieben. Inwieweit aber bedingen sich technischer Fortschritt und Veränderungen der Gesellschaft gegenseitig? Pro-

duzieren Veränderungen in der Gesellschaft den Bedarf an neuen technischen Hilfsmitteln oder verändern eben diese technischen Errungenschaften die Beschaffenheiten unseres Zusammenlebens? Führen wir uns die Erfindung der Polaroidkamera vor Augen. War es die Zeit, die schnelllebiger geworden war und nach einer solchen Entwicklung verlangte, oder war es die Entwicklung der „Instant-Kamera“ – begleitet von anderen neuen technischen Gerätschaften, die viele Prozesse des alltäglichen Lebens zeitlich verkürzen ließen – die für die wachsende Schnelllebigkeit verantwortlich war?

Aber nicht nur in der Technik, auch in der Kunst spielt die Photographie eine bedeutende Rolle. Sie stellt in der bildenden Kunst ein wichtiges Werkzeug dar. Der Künstler setzt sich kreativ mit dem Leben und der Welt, in der wir leben, auseinander. Das Medium Photographie ist hier vor allem darum interessant, weil das Photo ja zunächst ein naturgetreues Abbild dieser Welt zu sein verspricht. Auch die Weiterentwicklung zum bewegten Bild ist für die Kunst von großer Bedeutung. Der Film ist aus unserer heutigen Zeit kaum noch wegzudenken. Vom gemeinschaftlichen Erlebnis des „Ins-Kino-Gehens“ bis zur Vereinsamung des Individuums vor dem Fernseher stellt er ein interessantes Untersuchungsobjekt in unserer heutigen Gesellschaft dar. Letzter Effekt des Fernsehens ist wahrscheinlich eher etwas anderem als den eigentlichen Bildern zuzuschreiben. Dennoch stellt sich die Frage danach, inwieweit künstlerische Bilderwelten unsere Lebenswelten verändern können. Photos gestalten häufig Lebensräume. Aber haben sie neben der ästhetischen Wirkung auch noch eine andere? Verändern sie über den Lebensraum hinaus auch die Lebenswelt eines Menschen, also seine Beziehungen zur Außenwelt? Inwiefern beeinflusst Kunst also menschliches Denken und Handeln?

Ein wichtiger Bestandteil solcher Lebenswelten sind gesellschaftliche Rituale. Auch hier ist die Kamera zu einem festen Bestandteil geworden. Kaum eine Hochzeit, eine Taufe, eine katholische Kommunion oder ein Geburtstagsfest geschieht noch ohne deren bildliche Dokumentation. Das Festhalten des Augenblicks

ist hier ein wichtiger Aspekt. Rituale werden dadurch nacherlebbar, und auch Personen, die während des eigentlichen Aktes nicht vor Ort waren, können sich nicht nur durch Erzählungen, sondern auch durch sinnliche, nämlich visuelle Wahrnehmung eine Vorstellung machen. Verliert das eigentliche Ereignis dadurch seine Bedeutung? Oder gewinnt es etwa durch seine Verewigung an solcher? Und verändert eventuell die Aufzeichnung das Ritual in seiner Durchführung?

So wie anhand des Rituals beschrieben, können wir durch die photographische Aufzeichnung Geschehnissen beiwohnen, ohne wirklich dabei gewesen zu sein. Das Photo, das aufgrund seiner ihm zugeschriebenen Objektivität identifiziert (man denke an Pass-, Ausweis- und Bewerbungsphotos), schafft also gleichzeitig so etwas wie eine kollektive Erinnerung. Fernseh-, Zeitungs-, Zeitschriftenbilder und Plakatwerbung lassen uns Bewohner der industrialisierten Welt trotz kultureller Unterschiede an einer gemeinsamen Welt teilhaben, die zeitlich und räumlich weit über den real begrenzten Zeit- und Raumbezug eines jeden hinausgeht. Welchen Platz hat also ein Individuum in einer Welt, in der die Photographie – natürlich nicht alleine – Wirklichkeiten erschafft und sie uns gleichzeitig allen zuteil werden lässt? Nun entsteht ein Photo nicht von selbst. Es sind viele Individuen an dieser Wirklichkeitskonstruktion beteiligt, die alle bereits in dieser Welt leben. Ist also diese Konstruktion vielleicht ein Abbild einer „natürlichen kollektiven Wirklichkeit“? Schafft sie eventuell ein verbindendes Element zwischen dieser und dem System, unter dem die Menschen leben? Und was ist eine natürliche Wirklichkeit? Existiert etwas an sich oder wird alles erst durch seinen Ausdruck existent? Gibt es eine Welt ohne das Bild, das wir uns von ihr machen? Eine Photographie entsteht durch die Spuren, die das Licht auf die gegenständliche Welt wirft. Die Photographie kennt keine Gegenstände, für sie gibt es nur Lichtverhältnisse. Der Mensch hingegen nimmt vielschichtiger wahr. Neben der visuellen Rezeption können wir Dinge fühlen, hören, riechen und schmecken. So machen wir uns eine Vorstellung von den Dingen, denken sie und geben ihnen einen

Namen. Wir haben also eine nur passive, sinnliche Aufnahme von Dingen in aktive Vorstellungen verwandelt, mit denen wir nun in Kontakt treten. Der Gegenstand ist durch unsere gedankliche Kraft entstanden, Eindrücke zu bündeln und in Beziehung zueinander zu setzen. Sehen wir ein Photo, addiert unser Gehirn die fehlenden Bestandteile des Gegenstands, den wir zu erkennen glauben (diejenigen Bestandteile, die nicht photographisch abgebildet werden können). Wir können aber immer nur das hinzufügen, was wir bereits kennen. Selbst wenn eine Wirklichkeit an sich existieren sollte, kann ihr photographisches Abbild sie nie vollkommen wiedergeben und der Betrachter wird stets ein aktiver Bestandteil des Bildes sein, indem er es in seinen Kategorien „denkt“. Auf einer Photographie verschmelzen also die äußere Wirklichkeit mit dem Blick und der Intension des Photographen sowie der sinnlichen und gedanklichen Wahrnehmung des Betrachters. All diese Bestandteile stehen in Wechselwirkungen miteinander und die Schnittstellen sind es, die dem Kulturwissenschaftler als Gegenstände seiner Untersuchung dienen.

Anmerkung:

- 1 Hierbei wird auch deutlich, wie sehr die Photographie unsere Sehgewohnheiten prägt. Vergleichen wir ein grobkörniges Photo mit einer Vergrößerung einer digitalen Photographie in geringer Auflösung, wird ersteres als unscharf empfunden, zweiteres aber als unnatürlich.

Ring

Zum Objekt meiner Beobachtungen mache ich den Ring. Im Folgenden werde ich erläutern, warum er meiner Meinung nach ein Kulturgegenstand ist, sprich, warum ich ihn gewählt habe.

Der Ring verfügt über ein enormes Maß an Symbolik, die von Kollektivsubjekten geprägt wurde und wird.

Er ist ein symbolischer Repräsentant in vielerlei Hinsicht.

Die Kreisform des Ringes übt schon über Jahrhunderte hinweg eine geheimnisvolle Wirkung auf die Menschheit aus.

Menschen stehen in Zeremonien im Kreis um ein Symbol, im Kreis wird beraten, verhandelt und um den Saturn bilden leuchtende kosmische Splitter einen Kreis.

Der Ring mit seiner kreisförmigen Gestalt ist so symbolträchtig, dass einige Firmen ihn zum Firmensymbol wählten (z. B. die vier ineinander greifenden Ringe vom Audisymbol als Erinnerung an den Zusammenschluss vierer Autofirmen).

Auch die weltbekannten *Olympischen Spiele* finden alle vier Jahre unter dem Zeichen der fünf miteinander verknüpften Ringe statt. Hier stehen sie für alle fünf Erdteile und deren Zusammengehörigkeit.

In der Literatur findet man den Begriff u. a. unter *Ring-Parabel* – der Begriff wurde von Lessing geprägt und es handelt sich um eine didaktische Parabel aus *Nathan der Weise* – oder „Herr der Ringe“ ein Fortsetzungsroman von J. R. R. Tolkien, der in seiner Verfilmung nun schon das dritte Jahr in Folge einen wahren „Medien-Boom“ auslöst, u. a., weil er alle Generationen anspricht. Gegenstand des Films ist der Ring – *Corpus delicti*. Gemeint ist der *Fingerring*. Diesem Schmuckstück möchte ich hier meine Aufmerksamkeit widmen.

Schmuck hat auf jedem Kontinent, in jeder Kultur eine lang zurückreichende Geschichte. Er ist meistens ein Statussymbol, aber auch Symbol für einiges mehr. Schon unser Vorfahre, der Cro Magnon, soll ihn, z. B. in Form von Nusschalen oder Steinketten, benutzt haben, um eine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stamm zu signalisieren. Auch bei den Funden der gleichzeitig lebenden Neandertaler wurden schmuckähnliche Gegenstände gefunden.

Im Bronzezeitalter ist man nun in der Lage, auch Metalle zu schmelzen und zu verarbeiten. Gold ist neben Bronze ein wichtiger Bestandteil der Schmuckherstellung, da es ein sehr weiches Metall ist und deshalb leicht zu formen ist. So gewinnt Schmuck im Allgemeinen allmählich durch die Verwendung von raren Metallen an Wert. Er bekommt im Laufe der Zeit immer mehr den Charakter eines Machtsymbols.

Bezogen auf meinen Forschungsgegenstand, den Ring, ist z. B. bei den keltischen Kriegerern im sechsten Jahrhundert vor Christus die Sitte verbreitet, einen Goldring als Prestigeobjekt am linken Arm zu tragen (vgl. Stichwort Kelten, S. 58).

Im Altertum und Mittelalter sind Fingerringe ein Zeichen von Herrschaft, Amtsgewalt, Macht und Würde.

So tragen Kaiser und König Krönungsringe und Papst und Bischof Pontifikalringe. Schmuck dient also der symbolischen Abgrenzung vom *Andersartigen*. Er trennt Reiche von Armen, Mächtige von Mittellosen oder Menschen von verschiedener Herkunft voneinander.

Heute dient er zwar teilweise immer noch als Abgrenzung, aber vielmehr der Mode, zumindest in den so genannten „Hochkulturen“. Man sieht, wen man vor sich hat. „Punk“, „Neureiche“, „Girly“, „Normalo“, „Yuppie“, „Pseudohippie“ oder einfache Hausfrau.

Seit den 1960er Jahren werden auch andere Materialien, wie Hartplaste oder einfache Metalle, verwendet und spätestens seit den 70er Jahren wird der Modeschmuck, d. h. Schmuck aus preiswerten Materialien in Massenproduktion, zur Normalität. Er steht im Wandel der Zeit, sagt aus, welcher „Gruppe“ man sich zugehö-

rig fühlt. Da Frauen sich emanzipieren geht es weg von zierlichen Formen des Schmuckes, und natürlich auch der Ringe, hin zu riesigen Formen, „Klunkern“.

In den 80er Jahren wird er sogar als Provokation genutzt. Auf einmal hat er nicht nur wie damals für Staatsoberhäupter (König, Kaiser) eine politische Aussagekraft, sondern für jedermann. Es stecken Sicherheitsnadeln im Ohr, Hundehalsbänder am Hals, Nietengürtel um die Hüfte. Die politische Aussage „Anarchie für jedermann“ findet so ihren Ausdruck. Die Gruppe der Träger dieser Art von Schmuck nennt sich Punks. Ihr Gegenpol „Proleten“, „Yuppies“, „Normalos“, die gemessen daran doch eher traditioneller bleiben. Seit den 90er Jahren findet nun eine Art Renaissance der Mode und somit auch des Schmuckes statt.

Zurück zum Gegenstand meiner Betrachtungen, dem Ring.

Prägendstes Merkmal des Ringes und wahrscheinlich Hauptgrund für die Ausmaße seiner Symbolik ist seine eigenwillige Form.

Er besitzt keinen Anfang und kein Ende, immer gleich bleibend, stetig, rund eben.

So steht der Ring in erster Linie für Unendlichkeit und Stetigkeit. Genau diese Symbolkraft machte den Ring z. B. für Könige attraktiv. Als Zeichen ihrer immerwährenden, unendlichen Macht. Aber auch für den vor Gott immerwährenden Bund der Ehe.

So kommen wir zum *Ehering*. Seine Geschichte reicht bis zu den Römern. Ca. 23–79 v. Ch. unter Plinius. Hier ist er zum ersten Mal Ausdruck des Eheversprechens. Der Ring als Symbol für Verbundenheit, Zuneigung, Zugehörigkeit und Wertschätzung des Partners.

Die Christen übernehmen den Brauch. Die Katholiken stecken ihn sogar spezifisch an den vierten Finger (daher *Ringfinger*), da der Priester bei der Eheschließung mit den Worten, „Im Namen des Vaters“ den Daumen, „des Sohnes“ den Zeigefinger, „und des Heiligen Geistes“ den Mittelfinger, berührt. Während am vierten Finger der Ring übergestülpt wird.

Martin Luther soll bei seiner Eheschließung mit Katharina Bora sogar die Worte „*Was Gott vereint hat, soll der Mensch nicht trennen*“ in

seinen Ehering eingraviert haben lassen, um die Symbolik der Ewigkeit noch mehr zu bekräftigen.

Das Material des Ringes ist ebenfalls von Wichtigkeit, nicht nur wegen des Symbols für Reichtum, sondern auch, um die Ewigkeit und Treue zu symbolisieren. So sind die meisten Eheringe aus Gold, verziert mit edlen Steinen, meist Diamanten.

Im 18. Jahrhundert ist es sogar üblich, bei Paaren mit keiner legalen (unehelichen) Bindung, Binsenringe zu verwenden als Zeichen der Flüchtigkeit, Vergänglichkeit der Zusammenkunft.

Mit der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert beginnt auch allmählich die Massenproduktion von Schmuck, somit auch Ringen.

Der erfolgreiche Geschäftsmann überhäuft seine Frau mit allerlei Goldschmuck als Ausdruck seines Wohlstandes. Der Ring muss einiges an Symbolkraft einbüßen. Er wird mehr und mehr zum Statussymbol.

Sicher war er das zuvor ebenso, doch nun ist er für eine weitaus größere Gruppe erreichbar. Die Oberschicht trägt Ringe in allen Variationen mit wertvollen Edelsteinen besetzt und nicht nur ihre Eheringe.

Aber auch die Ehe verliert im 20. Jahrhundert an Bedeutung. Scheidungen sind – zumindest in den westlichen Regionen – zur Normalität geworden, die Eheringe werden einander „vor die Füße geworfen“.

„Heute ist alles anders“, höre ich meine mittlerweile 95-jährige Urgroßmutter oft sagen.

Dennoch weiß bis heute jeder über die Symbolik eines Eherings Bescheid, wenn sie auch an Bedeutung verloren hat.

Ein als Gebrauchsgegenstand meist vollkommen unnützer Gegenstand, ein Attribut der Eitelkeit der Menschen, nämlich der Ring, hat sich als besonders symbolträchtiges Schmuckstück in mein Blickfeld gedrängt und damit in den Mittelpunkt meiner Betrachtungen eines Kulturgegenstandes. Denn ein Gegenstand der Kultur müsste nach Max Weber, ein Gegenstand der Wirklichkeit sein, den wir mit Wertideen in Beziehung setzen und der damit bedeut-

sam wird. „Der Begriff der Kultur ist ein Wertbegriff. Die empirische Wirklichkeit ist für uns ‚Kultur‘, weil und sofern wir sie mit Wertideen in Beziehung setzen, sie umfasst diejenigen Bestandteile der Wirklichkeit, welche durch jene Beziehung für uns bedeutsam werden, und *nur* diese ...“ (vgl. Weber 1968: 175).

Anmerkung:

Stichwort Kelsen, (1995):

2. Auflage, München: Heyne Sachbuch

<http://www.wmayer.com/powerlove.html>

Quelle:

Weber, Max (1968):

Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hg. von Johannes Winkelmann, Tübingen

Tina Talman

„Schwarzes Gold“ - Schallplatte

Obwohl Musik heutzutage größtenteils als eine alltägliche Nebensächlichlichkeit gilt, wird dem Hören von Musik von einer Schallplatte oft ein höherer und speziellerer Stellenwert eingeräumt.

Das gleichmäßige Drehen, das beinahe zaghafte Aufsetzen der Nadel und vor allem das typische Knistern und Knacken vor den ersten Tönen. Schallplatten besitzen Stil und Charakter, begründen Verfechter des so genannten „Schwarzen Goldes“ die besondere Achtung vor den kreisrunden Scheiben.

Doch warum ist das Hören von Platten nicht nur reine Benutzung eines Kulturträgers? Was macht das Außergewöhnliche aus?

Ausgehend von den historischen Wurzeln über den Einfluss auf soziale und wirtschaftliche Bereiche soll en gros dargestellt werden, inwiefern die Schallplatte wirklich einen besonderen Status verdient und wie durch ihre Erfindung eine neue Ära der (Musik-Kultur) eingeleitet wurde.

Die ersten Überlegungen zum dauerhaften Festhalten gesprochener Worte finden sich bereits 1589. Der italienische Physiker Porta sinnierte über Möglichkeiten, Worte in einem Behälter einzufangen und diese, durch eine Öffnung des Behälters, wieder hörbar werden zu lassen.¹

Cyrano de Bergerac schien, nur knappe 100 Jahre später, bereits überzeugt von der Existenz konservierter Worte. In seiner Vorstellung lebten auf dem Mond Menschen, „(...) die sprechende Bücher besäßen, welche man zwar hören, aber nicht mit den Augen lesen könne“².

Derart fantasievoll näherten sich Natur- und Geisteswissenschaftler der Umsetzung der Idee zwar nie wieder, dennoch dauerte es noch gut 200 Jahre, bis das Vorhaben realistische Züge annahm.

Den ersten Meilenstein setzte Thomas Edison 1877, als es ihm gelang, mittels eines Paraffin überzogenen Papierstreifens und einer Membran das Wort „Hello“ zu fixieren. Zwecks einer besseren Wiedergabe der Aufnahme wurde wenig später der Phonograph, sozusagen der Urgroßvater des Plattenspielers, konzipiert.

Doch die massenhafte Fertigung gespeicherter Worte und Töne wurde erst 1887 durch den Hannoveraner Emile Berliner möglich. Bei der Weiterentwicklung des Edinsonschen Phonographen entwickelte er ein Verfahren, welches die Töne auf eine platte Scheibe pressbar machte.

„Nachdem die Zinkscheibe³ in eine stark nach Benzin riechende Flüssigkeit getaucht wurde, konnte man eine dünne Wachsschicht auftragen. Bei der Aufnahme durchschnitten Töne das Wachs bis auf das blanke Metall. Anschließend wurde die Platte in ein Chromsäure-Bad getaucht, damit die Schalllinien in das Zink geätzt wurden. Dadurch wurde die Platte dauerhaft konserviert.“⁴

Die Schallplatte war geboren. Abgespielt wurden sie auf einem weiterentwickelten Phonographen, dem Grammophon. Doch das ursprüngliche Material aus Zink und Wachs war nicht besonders haltbar und auch die Tonqualität ließ noch arg zu wünschen übrig. So stieg man im Laufe der Jahre erst auf Schellack und letztlich ab 1952 auf Vinylchlorid um.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die schwarze Scheibe ihren Siegeszug längst begonnen. Vor allem durch den Einzug in die Wohnzimmer kann der Schallplatte enorme Bedeutung zugewiesen werden. Der Genuss von Musikkultur war plötzlich unabhängig von Konzertsälen und Opernhäusern und konnte privat, im familiären Kreis zelebriert werden.

Dieser neue, einfache Zugang zum Kulturgut Musik wirkte vielfältig auf das gesellschaftliche Leben.

Die Musik verlor in gewisser Hinsicht ihren Prestigecharakter, da sie vorher nur sehr betuchtem Klientel im heimischen Bereich, etwa in Form von Musikabenden mit Kammerkonzerten oder Ähnlichem, möglich war. Dies lag in erster Linie am umfangreichen und kostspieligen Aufwand, der notwendig war, um ein der-

artiges Ereignis zu organisieren. Mit vergleichsweise geringer finanzieller Investition konnten sich nun verschiedene soziale Schichten (musikalische) Kultur nach Hause holen.

Die Möglichkeit der Kommerzialisierung legte einerseits den Grundstein für den Erfolg der ab etwa 1950 entstehenden Popkultur und öffnete andererseits in der Wirtschaft neue Türen.

Die Vermarktbarkeit von Wort und Ton in größerem Umfang entsprach nicht nur einer neuen Einnahmequelle für Musiker, auch die Komponenten Produktion, Vertrieb oder Urheberrechtsschutz gewannen einen anderen Stellenwert, so z. B. durch Gründung der GEMA. Als letztendliches Resultat offenbarte sich eine eigene Industrie rund um das Produkt Musik.

Besonders in Bezug auf das Radio kann von einer kleinen Revolution gesprochen werden. Schließlich ist Musik inzwischen eine, wenn nicht sogar die wichtigste Komponente der meisten Radiostationen weltweit. Ermöglicht durch konservierte Töne, die über den Äther geschickt werden konnten – zu jeder Zeit und beliebig oft.

Fundamentale Bedeutung hat die Schallplatte auch hinsichtlich eines noch recht jungen Berufes, welchen es ohne sie gar nicht geben würde. Wie der Bäcker zum Arbeiten Mehl braucht, benötigt der Diskjockey Platten. In bestimmten Musikrichtungen, wie z. B. dem Hiphop, unverzichtbares Arbeitsmaterial, um genre-typische Klangmerkmale überhaupt erst produzieren zu können. Ferner entwickelte sich um den Beruf (und die modernen Musikstile, die mit diesem einhergehen) sogar ein eigener Jargon aus Begriffen wie *Scratches*, *Backspin* etc.

Doch wie aus Edinsons Papierstreifen schließlich die Schallplatte aus Vinylchlorid wurde, so versuchte man auch den runden, schwarzen Tonträger stetig zu verbessern. Dies führte ins Zeitalter der Digitalisierung. Compact Disk oder MP3 sind der Schallplatte vor allem bezüglich der Tonqualität und der Haltbarkeit um Längen voraus, aber dennoch hat die Schallplatte überlebt.

Dies mag unter anderem am eben benannten Beruf des DJs liegen.

Darüber hinaus sind Platten aber nicht nur Ton-, sondern auch Sympathieträger. Vielleicht liegt es wirklich am bedächtigen Drehen, dem Moment, in dem sich die Nadel senkt oder am verheißungsvollen Knistern und Knacken. Was die Besonderheit des Hörens von Schallplatten ausmacht, wird wohl letztendlich so individuell empfunden wie Musik selbst.

Doch als kulturtragendes Objekt, welches im geschichtlichen Verlauf auch kulturausprägend wirkte, halte ich die Schallplatte für ebenso bedeutend wie das Buch oder die Leinwand.

Anmerkungen:

- 1 Gefunden am 23. 11. 03 auf www.tonaufzeichnung.de/index.shtml?medienvinylschallplatte.shtml
- 2 Ebd.
- 3 Ende des 19. Jahrhunderts wurde zur Schallplattenherstellung wachstüberzogenes Zink verwendet. Anm. der Autorin.
- 4 Ebd.
- 5 Scratches:
Vor- und Zurückbewegen der Nadel, um einen neuen Sound zu kreieren.
Backspin: Zurückdrehen der Nadel, um einen bestimmten Part noch mal zu spielen. Anm. d. Autorin

Quellen:

Prinz Berlin:
Ausgabe 05/03, S. 98, Hamburg, Prinz-Kommunikation Verwaltungs GmbH & Co. Verlags KG

www.tonaufzeichnung.de
www.fsbulp.fh-potsdam.de/lehre/studpro/steffen/record/lexikon/texte/platte.htm
www.de.wikipedia.org/wiki/schallplatte
www.hörspielland.de

Schlüssel

Als Gegenstand meiner kulturwissenschaftlichen Betrachtung habe ich den Schlüssel gewählt. Um es präziser zu sagen, möchte ich mich mit einem ganz gewöhnlichen Hausschlüssel näher befassen.

Auf den ersten Blick ist die Bedeutung eines Schlüssels als eines Kulturgegenstandes schwer zu erschließen, wenn man aber länger darüber nachdenkt, dann kommt man darauf, dass ein Schlüssel nicht nur ein Ding ist, womit wir die Tür aufmachen können, sondern gleichzeitig den Weg zu der Intimsphäre eines Menschen bedeuten kann. Er kann also als ein symbolischer Repräsentant stehen, für all das, was der Mensch in sich beinhaltet.

Mit Hilfe eines Schlüssels wird die Brücke zwischen der Außenwelt und dem Inneren eines Menschen überquert. Er zieht sich in sein Haus hinein und lässt Sachen, die ihm nicht so nah sind, draußen warten. Alles das, was ihm aber Wert ist, kommt mit herein. Als Resultat daraus finden wir in den Häusern verschiedener Menschen zahlreiche Gegenstände, die uns immer etwas über ihren Hausbewohner sagen, seien es Bilder, Fotos, Andenken und vieles andere.

Selbst aber die Art und Weise, wie eine Person ihre Wohnung einrichtet, welchen Stil die Möbel haben, welcher Farbe die Wände sind oder wie die Lichter aufgeteilt werden, spiegeln das Innere des Inhabers wider. Dazu kommen unbedingt auch die Laute, von denen die Räume erfüllt werden und nach einer Analyse all dessen kann man schon Hypothesen aufstellen, die den Inhaber charakterisieren werden. Interessant ist dabei, dass jeder Mensch, auch ein kleines Kind, nach eigener Wohnung bzw. nach eigenem Zimmer strebt. Einmal habe ich gelesen:

„Einmal, nach Rückkehr von einer längeren Sommerreise, führte mich mein Vater mit besonderer Feierlichkeit in unsere Wohnung. Hatte ich bisher ein Zimmer neben der Schlafstube der Eltern bewohnt, in dem sich tagsüber meist auch die Jungfer aufzuhalten pflegte, so öffnete er mir jetzt die Tür zu einem bis dahin unbenutzten Raum. ‚Dies ist dein Reich, mein Kind,‘ sagte er. Ich konnte das Glück kaum fassen: ein eigenes Zimmer! Dieser Traum jedes zu selbständigen Leben reifenden Menschkindes sollte mir so wundersam in Erfüllung gehen! Keine rasselnde Nähmaschine durfte mich hier stören, niemand konnte mir den Platz am eigenen Schreibtisch streitig machen!“ Braun, Lily (1865–1916): *Memoiren einer Sozialistin*, München, Langen, 1909.

Woher kommt es also, dass wir schon als Kind einen eigenen Raum benötigen, wo wir ungestört leben, allein entscheiden und eigene Ideen verwirklichen könnten, indem wir die Wohnung nach eigenem Sinn ausrichten?

Es ist sehr unterschiedlich, wie verschieden man mit der eigenen Wohnung umgeht. In manchen Kulturen, wie z. B. in der, der ich angehöre (Polen), ist ein Haus der Ort, wo man sein Leben lebt. Es bedeutet also nicht nur den Platz, wo man schläft und isst, aber auch feiert, sich erholt, diskutiert, sich vergnügt usw.

Deswegen ist es für mich ganz normal, wenn ich meine Freunde und Bekannten zu mir ins Haus einlade, ihnen meine Familie vorstelle und die Wohnung – einen Teil von mir selbst – zeige. Es war für mich aber sehr erstaunlich, als ich für einige Zeit in der Schweiz, in einer schweizerischen Familie, lebte und erfahren habe, dass es dort nicht üblich ist, es so zu machen. Als ich meine polnischen Freunde zu mir einlud und wir oben in meinem Zimmer saßen, kam auf einmal meine Gastmutter und sagte, dass wir besser in das Wohnzimmer gehen sollen. Sie erzählte mir nachher, dass es nicht schön ist, die Gäste in sein Zimmer einzuladen. Ich habe das auch bei ihren Söhnen beobachtet, die sich mit ihren Freunden hauptsächlich außerhalb des Hauses trafen und nur sehr selten Gäste entweder im Wohnzimmer oder in der Küche empfangen. Auch in Deutschland habe ich öfter beobachten können, dass man

sich mit den Bekannten, Freunden oder sogar Familienangehörigen nicht unbedingt im eigenen Haus trifft.

Ich kehre aber zu meinem Kulturgegenstand zurück. Der Schlüssel dient nicht nur dazu, dass man mit seiner Hilfe die Tür öffnet, sondern auch dazu, dass man sie abschließt. Dies wurde aber in verschiedenen Ländern anders betrachtet. Als ein gutes Beispiel kann hier Kanada dienen, wo die meisten Türen den ganzen Tag offen stehen. Die Leute dort fürchten sich nicht, dass eine fremde Person in ihr Haus kommen könnte oder dass jemand sie berauben könnte. Wenn man sie fragte, warum sie die Tür offen lassen, antworteten sie ganz erstaunt: „Wovor sollte ich mich fürchten?“ Selbst die Frage war für sie seltsam. Ich habe Interviews mit Kanadiern gehört, wo sie als Antwort auf diese Frage zu lachen anfangen. Manche von ihnen antworteten sogar, dass es doch kein Problem ist, wenn jemand in ihre Wohnung kommt und sich was zum Trinken oder zum Essen nimmt. Total anders sehen es die Amerikaner, obwohl sie in der Nachbarschaft leben. Am liebsten würden sie nämlich drei Schlüssel haben, damit sie sicherer leben. Was treibt also die Menschen dazu? Ist es die Frage der Gastfreundschaft oder des Sicherheitsgefühls? Das erste kann man auf jeden Fall gleich wegstreichen, weil in meinem Land, wo sich die Leute angeblich durch Gastfreundschaft charakterisieren, jeder die Tür gründlich abschließt.

Zusammenfassend möchte ich an den von mir ausgewählten Kulturgegenstand in der Form eines Schlüssels folgende kulturwissenschaftliche Fragen stellen:

1. *Inwieweit spiegelt die Ausrichtung eines Zimmers das Innere seines Bewohners und welche Informationen liefert sie uns?*
2. *Was bedeutet heute für den Menschen ein eigenes Zimmer? Wie war es früher? Welche Unterschiede gibt es hier in anderen Völkern?*
3. *Wie wird in den Ländern die Wohnung, bzw. das eigene Zimmer behandelt? Wer darf da rein?*
4. *Warum und wozu brauchen wir diesen intimen Raum?*

Schokolade

Ich halte mich für schlauer als die Werbung. Wie viele andere habe ich darüber genug gelesen, dass ich glaube, sie zu durchschauen. Ich muss auch meine Persönlichkeit nicht durch den Kauf bestimmter Produkte beweisen.

Auf der Suche nach einem geeigneten Kulturgegenstand für dieses Essay habe ich gemerkt, wie schön ich mich selber hereingelegt hatte.

Mein Kulturgegenstand ist Schokolade, eine 40-Gramm-Tafel „Rausch“-Schokolade. Sie hat sogar einen Namen, „Java“, und besteht – wie groß auf der Packung steht – aus 37 % Kakao. (Das unterscheidet sie von anderen Sorten derselben Firma, wie z. B. „Nouméa“ mit 39 % Kakao ... doch dazu später mehr.)

Die Verpackung um die für Schokolade ungewöhnliche Form ist blau, mit schattenartigen Szenen einer Plantage.

Soweit die Beschreibung, was aber bedeutet es, gerade diese Schokolade gekauft zu haben?

Individualität.

Es gibt sie nicht überall.

Statt in den Supermarkt geht man in ein bestimmtes Geschäft, man weiß, warum und wohin. Das macht den Einkauf der Schokolade zu einem bewussten Vorgang, man hat sie sich „verdient“, dadurch dass man sich erstens Gedanken gemacht hat und zweitens einen weiteren Weg als bloß um die Ecke zum Supermarkt auf sich genommen hat. Der Wert eines Gegenstandes steigt proportional zum Begehren, das man vorher nach diesem Gegenstand empfand.

Aber woher das Begehren nach genau dieser Schokolade? Weil es meine Lieblingsschokolade ist. Das, dachte ich, liegt natürlich

am Geschmack. Wenn ich mir aber die anderen Details dieser Schokolade anschau, bin ich mir dessen überhaupt nicht mehr sicher.

Das fängt schon bei der Marke an. Es ist eine Berliner Firma, die diese Schokolade herstellt. Die gibt es nur hier („Rausch, Privat-Confiserie seit 1918, Berlin“). Nachdem der Lokalpatriotismus in Mode gekommen ist und auch von vielen Unternehmen in der Werbung genutzt wird, darf man das nicht unterschätzen, schon gar nicht in Berlin. Regionale Produkte kaufen, das ist elitär im horizontalen Sinne, man kann sich von anderen absetzen, ohne schlechtes Gewissen haben zu müssen, weil man auf sie herabsieht. Man darf sich sogar gut fühlen dabei, wegen der Arbeitsplätze, die dann ja in genau der Gegend gefördert werden. Außerdem bedeutet lokal auch, dass es sich wohl um ein kleineres Unternehmen handelt. Das allein reicht schon aus, um eine Assoziation von Qualität auszulösen. Ob das stimmt, ist eine ganz andere Frage, abgeleitet wird sie nämlich nicht direkt von der Verbindung klein=gut, sondern eher über groß=schlecht, das Gegenteil muss dann ja auch stimmen. Das ist es, was ich anfangs meinte: In dem Versuch, sich durch nichts, und durch Werbung schon gar nicht, beeinflussen zu lassen, wird man es gerade. Ich definiere mich dann zwar vor allem dadurch, dass ich etwas *nicht* kaufe, sondern etwas anderes, definiere mich aber auf jeden Fall durch einen Konsumvorgang. Qualität ist jedenfalls sehr wichtig, vor allem im Kontrast zur Quantität. Um bei der Schokolade zu bleiben: Waren es noch vor wenigen Jahren die 300-Gramm-Schokoladen, so sind es jetzt eher 30. Und auch das aus dem Grund, eine Besonderheit (wieder) herzustellen. Lange Zeit war Schokolade ein Luxusgut (und es soll hier nur um Schokolade in der festen Form gehen. Finge man an bei dem Getränk Kakao, so würde das, denke ich, zu weit führen), dass es nur zu besonderen Gelegenheiten gab. Ältere Menschen können oft noch genau den Schokoladenweihnachtsmann beschreiben, den sie mit sieben Jahren geschenkt bekamen. Einem 20-jährigen würde das wohl nicht gelingen, abgesehen davon, dass er wahrscheinlich fünf Weihnachtsmänner bekommen hat. Das andere Problem der Verfügbarkeit ist, dass in der günstig herstell-

den Massenproduktion natürlich immer die Qualität leidet. Jetzt kann zwar jeder so viel Schokolade haben, wie er will, es kann aber sein, dass unter 10 % Kakao in der Schokolade enthalten sind (jedenfalls in England und je nachdem, wann die EU die Richtlinien festlegt, bald auch hier), immerhin das, was Schokolade ausmacht.

Der kollektive Hunger nach dem einstigen Luxusgut scheint nun aber gestillt, das Genießen rückt wieder in den Vordergrund. Also für den selben Preis wie sonst ein Kilo Supermarktschokolade lieber 100 Gramm „was Besonderes“.

Deshalb steht bei meiner „Java“-Schokolade auch groß auf der Packung, wie viel Prozent Kakao sie enthält. Obwohl es schon lächerliche Ausmaße annimmt: Aus dieser Reihe gibt es drei verschiedene Sorten, die jeweils durch eine andere Farbe der Verpackung und 2 % Unterschied im Kakaoanteil verschieden sind. Die Assoziation dazu ist aber vor allem: Ehrlichkeit. Wenn so etwas auffällig auf der Packung steht, ist das vertrauenswürdig, nicht nur eine klein gedruckte Inhaltsangabe auf der Rückseite, mühsam zu lesen in der Hoffnung, dass sie nicht gelesen wird. Und wer einem die Wahrheit sagt, der nimmt einen auch ernst und wird einem nur gute Qualität verkaufen. Auch der Käufer darf sich besser fühlen, er weiß genau, was er kauft, er ist kein Schaf.

Wie aber nun das Bezahlverhältnis zwischen den 20 % mehr Kakao und der schönen blauen Verpackung ist, bleibt zu klären. Und inwieweit das vielleicht trotz der Absurdität gerechtfertigt ist. Sicher ist: Für die schöne Verpackung mit der entsprechenden Aufschrift zahlt man fast genauso viel, wie für den Inhalt. Ich hielt das immer für eine Unverschämtheit und sehe bei vielen Dingen auch immer noch nicht ein, warum man für den aufgedruckten Namen des Produkts bezahlen soll, den will ich doch gar nicht haben.

Bei der Schokolade hatte ich die Wahl, dieselbe Schokolade „Java“ gibt es nämlich auch in einfacher, durchsichtiger Plastikfolie, dieselbe Menge dann um einiges billiger. Ich habe aber trotzdem die blaue gekauft. Und es ist mir aufgefallen, dass es durchaus eine Berechtigung hat, diese Verpackung mitzubezahlen. Die Schokolade ist Luxus, ich will sie nicht gegen Hunger essen, ich will

mich nur darüber freuen. Würde ich mich darüber freuen, wenn ich für mein Geld mehr Schokolade bekommen hätte? Eigentlich nicht. Die schöne Verpackung ist also schon Teil des Genusses, es ist ja nie nur das reine Geschmacksempfinden beim Essen beteiligt (wer mir das nicht glaubt, der schmelze einfach mal Schokolade und lasse diese dann zu einem großen Klumpen erstarren. Das darf er wählen: den Klumpen oder eine neue Tafel?).

Der letzte Punkt, den ich meiner kleinen Tafel Schokolade entnehmen kann, ist die Rückbesinnung auf etwas Einfaches, also auf das Wesentliche. Vollmilchschokolade, ganz ohne Füllung oder Zusätze, auch keine Pralinen. Es ist – sehr überspitzt formuliert – ein Hauch von Kulturpessimismus, der in der Wahl dieser Schokolade mitschwingt. Ich weiß, es gibt viel aufwendiger produzierte Schokoladenprodukte, aber ich will sie nicht. Es ist eine – zugegebenermaßen sehr kleine – Verweigerung gegen den Versuch, alles immer mehr zu perfektionieren, den Wünschen des Menschen anzupassen und gegenüber dem Naturzustand eines Gegenstandes soweit wie möglich zu verändern.

Meine Kultiviertheit steigt in dem Maße, wie ich bereit bin, Kultur manchmal auch abzulehnen. Gerade beim Thema Essen wird diese Einstellung immer beliebter, ganz einfach ersichtlich, wenn man den Erfolg der biologischen Produkte in den letzten Jahren betrachtet.

Eine einfache Schokolade lässt also viele Rückschlüsse auf die Einstellung des Besitzers der Schokolade zu und daran sieht man sehr schön, welche kleinen Dinge schon Anzeichen auf das Selbstbild einer Person sein können.

Anlage:

Der Kulturgegenstand.
First anschauen, dann essen.

Die Schultüte – ein Traditionsgegenstand, der in keinem Lexikon zu finden ist

Kaum zu glauben, aber wahr. Zahlreiche namhafte Lexika und Wörterbücher führen in ihren Erläuterungen weder den Begriff „Zuckertüte“, noch „Schultüte“ oder „Einschulung“. Lediglich der Duden gibt Auskunft darüber, dass eine „Schultüte“ etwas ist, dass man „am ersten Schultag“ (Duden 1996: 665) bekommt.

Geht man davon aus, dass in unserer Kultur kein Erklärungsbedarf hinsichtlich der Bedeutung des Kulturgegenstands „Schultüte“ besteht?

Keine Frage, den Erstklässlern zur Einschulung eine große, bis unter den Rand gefüllte, bunt bedruckte kegelförmige Papiertüte zu schenken, ist eine Tradition in der deutschen Kultur, die sich in den letzten 100 Jahren kaum verändert hat.

Nahezu selbstverständlich wurde dieses Ritual von Generation zu Generation weitergegeben. Jahr für Jahr werden in Deutschland Anfang September die sechs- und siebenjährigen Kinder eingeschult. Sinnbildlich schenken Verwandte und Bekannte den Schulanfängern eine Zuckertüte, damit ihnen der Schulstart erleichtert wird. Sie ist ein kulturelles Symbol der Eltern an ihre Kinder, das auf den ersten Tag eines neuen Lebensabschnitts zeigt und den Eintritt in das Schulleben im wahrsten Sinne des Wortes versüßen soll.

Einerseits durch die vielen nützlichen Schulsachen, die eine Zuckertüte enthält und andererseits durch die Süßigkeiten, die den Kindern den Schulalltag „schmackhaft“ machen sollen.

Das ist auch die eigentliche kulturelle Funktion der ursprünglich auch so bezeichneten Zuckertüte.

Demnach tauchten Anfang des 19. Jahrhunderts in Thüringen (Jena 1817) und Sachsen (Dresden 1820, Leipzig 1936) das erste Mal große spitze Tüten auf, die mit Naschereien, Obst und Nüs-

sen gefüllt waren und den Kindern den Schulanfang angenehm, aufregend und interessant gestalteten.

Mit dem Brauchtum der Zuckertüte entstand auch das des Zuckertütenbaums.

Das war ein nacktes, stabiles Drahtgestell, an das die Eltern, die mit Namensschildchen versehenen Zuckertüten ihrer Zöglinge hingen. Diese mussten sie dann wieder abpflücken. Man ließ die Kinder allerdings in dem Glauben, die Zuckertüten wachsen am Zuckertütenbaum im Keller oder auf dem Dachboden der Schule.

Sozio-kulturell betrachtet fanden diese Gepflogenheiten zunächst nur unter den Familien höherer sozialer Schichten und in der Stadt Anklang. Dort hatte Schulbildung einen größeren Stellenwert als auf dem Land. Die Kinder in ländlichen Regionen halfen oftmals in der Landwirtschaft und im Familienunterhalt anstatt zur Schule zu gehen. Erst als sich die Schulpflicht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchsetzte, wurden mit der Zeit die Gebräuche der Zuckertüte und des Zuckertütenbaums in allen Bevölkerungsschichten übernommen.

Die Sitte, die Zuckertüten an den Zuckertütenbaum der Schule zu hängen, ist größtenteils in den Regionen Sachsens und Thüringens geblieben. Sie ist dort teilweise auch heute noch zu finden.

Die Zuckertüte hingegen zog weiter nach Süd- und Norddeutschland, wo sie sich in den 1920er und 30er Jahren einbürgerten und schließlich in den 1950er Jahren auch in Westdeutschland.

Bereits 1910 begann in Wiesa (Sachsen) die industrielle Herstellung der Zuckertüte.

Es wurden nicht mehr nur die Schulkinder mit großen Zuckertüten beschenkt, sondern auch den jüngeren Geschwistern kleine Geschwistertüten mitgebracht. Ein Ritual, das allerdings nicht in ganz Deutschland üblich ist.

Der Brauch hat sich auch dahingehend erweitert, dass die Auswahl des Inhalts der Zuckertüte heutzutage viel breiter gefächert ist. Waren es früher noch Süßigkeiten und Früchte, später dann Nützliches für die Schule, so kann man heute einen Geschenke-reichtum von Schokolade, über Schreibutensilien mit diversen

Zeichentrickfiguren bis zu teuren Markenspielzeugen beobachten, der von der traditionellen Geste des Versüßens des neuen Lebensabschnitts inhaltlich abgewichen ist.

Neben der kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise weckt auch die sprachliche Entwicklung des Begriffs „Zuckertüte“ kulturwissenschaftliches Interesse. Diese historische Bezeichnung wurde zum großen Teil durch das gegenwärtig gebräuchlichere Wort „Schultüte“ ersetzt. Lediglich in den neuen Bundesländern, hauptsächlich in der Ursprungsregion Sachsen und Thüringen, wird überwiegend der Ausdruck „Zuckertüte“ verwendet. Auf Grund dessen kann es heutzutage des Öfteren zu sprachlichen und kulturellen Missverständnissen kommen, wenn man von der „Zuckertüte“ spricht. Erfahrungsgemäß setzt man damit vor allem in den alten Bundesländern eher die handelsübliche Papierumhüllung für Zuckerraffinade als die Schultüte in Verbindung.

Trotz zeitgeschichtlicher Ergänzungen und sprachlichen Wandels ist der Kulturgegenstand „Zuckertüte“ seiner eigentlichen Bestimmung treu geblieben. Das äußere Erscheinungsbild und die innere Füllung haben sich der Mode angepasst, und dennoch ist bemerkenswert, dass sich an der eigentlichen Tradition, den Kindern den Beginn der Schulzeit als neuen Mittelpunkt ihres Lebens zu versüßen, nichts geändert hat.

Dudenredaktion (Hrsg.) (1996):

Duden Bd. 1, Mannheim usw.: Dudenverlag

Krohn, Jürgen:

„Die Geschichte der Schul- bzw. Zuckertüte“. In *Sachskulturoet.de*
„Fragen und Antworten“. In P.M. 8/98:60

Ivonne Dröbler

Schallplatte „Spejbl & Hurvinek, ganz groß ...“

*„Hurvinek ganz leise: Vati ...?? Was ist denn eigentlich die Liebe??
Spejbl zuckt die Schultern: Schwer zu sagen! Du würdest es sowieso
nicht begreifen!*

Hurvinek: Warum?

*Spejbl: Weil die wahre Liebe ein Gefühl erfordert. Und das haben die
Puppen nicht ...*

Hurvinek: Vati ...? Und wie zeigt sich die Liebe bei den Menschen?

Spejbl sträubt sich: Aaber ...

Hurvinek: Wie zeigt sie sich ...du ... Vati ...?[...]

(Kieschner 1978: 52)

„Was ist denn eigentlich die Liebe?“ Wer, der Hurvinek und Spejbl kennt, hat diesen Satz nicht schon einmal gehört? Eine Frage, die den Spejbl ganz schön ins Schwitzen bringt und die mindestens genauso schwer zu beantworten ist, wie jene, der ich mich im Folgendem widmen möchte; nämlich der Frage, was ist denn eigentlich ein Kulturgegenstand? Ein Kulturgegenstand könnte so ziemlich alles sein, was einem spontan in den Kopf kommt, man könnte eine Bratpfanne, ein Kuscheltier oder eine Gardine als solchen bezeichnen. Mir persönlich ist bei der Suche nach einem Beispiel eine Schallplatte in den Sinn gekommen, aus deren Repertoire ich am Anfang zitiert habe: „Spejbl & Hurvinek, ganz groß ...“ In dem vorliegenden Essay möchte ich mich also nun ganz ausführlich meinem Favoriten widmen und mit dessen Hilfe versuchen, eine halbwegs plausible Antwort auf diese Frage zu finden.

Um sich ein genaueres Bild von dieser Schallplatte zu machen, möchte ich sie kurz beschreiben und erläutern, welche geistige Idee sich dahinter verbirgt. Rein äußerlich gleicht sie allen anderen Schallplatten dieser Welt, quadratischer Umschlag und runde Schallplat-

te im Inneren. Auf dem Cover sind die beiden Hauptdarsteller abgebildet, nämlich Spejbl und Hurvinek. Bei diesen beiden Persönchen handelt es sich jedoch nicht etwa um Menschen, sondern um zwei Holzmarionetten, um Vater und Sohn. „Herr Spejbl wurde im Jahr 1920 geboren“, wie es auf dem Schallplattenumschlag zu erlesen ist. Und weiterhin erfährt man dort auch, wer die beiden eigentlichen „Väter“ von ihm sind: Professor Josef Skupa (1892 – 1957), „dem es ganz und gar nicht gefiel, dass in den althergebrachten Puppenspielen Arme, Unterdrückte und Gedeimügte [...] die komischen Figuren in der Regel stellten. Er sann über eine neue komische Figur nach [...]“ Spejbl stellt einen kleinen in Frack, weißen Handschuhen und Holzpantoffeln gekleideten Pseudoakademiker dar, der nichts so recht mit seinem Wissen anzufangen weiß, und der es ebenso geschickt beherrscht, die Mängel seiner Bildung zu verbergen. Die äußere, also sichtbare Gestalt der Idee setzte der Holzschnitzer Karel Nosek in die Tat um und somit ward Spejbl geboren. Nun brauchte Skupa seiner Figur nur noch die nötigen Bewegungen und Charakterzüge einzuverleiben und von nun an „führte Herr Spejbl einsam und alleine jahrelang ein herrliches Leben zur hohen Zufriedenheit seiner kleinen wie großen Zuschauer.“ Doch etwas schien doch zu fehlen und so wurde eine weitere Figur „geboren“ und das war Hurvinek, Spejbls Sohn. Das brachte Spejbl erst richtig zum Leben, denn nun hatte er endlich jemanden, den er von all seinem Wissen und seiner Überlegenheit überzeugen konnte. Doch schnell durchschaut Hurvinek seinen klugen Vater und gibt der Vater-Sohn-Beziehung durch seine eigene Durchtriebenheit und seine schier endlos erscheinende Fragerie eine stets spannungsreiche Komik. Ihre ewigen Streitereien miteinander trugen sie viele Jahre im Prager Puppentheater aus. Von dort aus erlangten sie Weltruhm. Das Erbe des inzwischen verschiedenen Professors Skupa trat sein Schüler Milos Kirschner an. Seine Stimme ist es auch, die auf der hier benannten Schallplatte zu vernehmen ist. Und mit Hilfe der Schallplatte sind Hurvinek und Spejbl sicherlich nicht nur in viele deutsche Wohnzimmer eingezogen, sondern auch in zahlreiche andere Länder.

Ausgehend von diesen letzten Sätzen möchte ich mich nun den Aspekten zuwenden, die diesen Hörträger für mich zum Kulturgegenstand machen. Denn, es lassen sich an diesem flachen viereckigen Gegenstand ziemlich viele Bereiche der Kultur erkennen. Es wäre mir kaum möglich gewesen, den Gesprächen von Hurvinek und Spejbl so oft zu lauschen, wenn es die Erfindung der Schallplatte nicht gegeben hätte. Zum Kulturgegenstand wird die Schallplatte also nicht nur auf Grund ihres Inhalts, sondern ebenso, weil sie an und für sich eine wichtige technische Errungenschaft für die Kultur darstellt. Um also generell die Schallplatte als Träger von Kultur zu bezeichnen, ist es durch sie erst möglich geworden, Musik sowie Hörstücke für eine große Anzahl von Menschen zugänglich zu machen, ohne dass diese gezwungen sind, sich entweder ein eigenes Orchester zuzulegen oder in Theatern und anderen öffentlichen Orten zu erscheinen. Die Schallplatte hat also auch durchaus dazu beigetragen, dass diese Art von Kultur in viele Schichten der Bevölkerung getragen werden konnte.

Rein vom inhaltlichen her sagt die Schallplatte aber auch eine Menge über eines der speziellen Gesichter der menschlichen Kulturtraditionen aus. Es handelt sich hierbei um eine Art der Kunst, die schon ziemlich alt ist: die Puppenspielkunst. Sie ist eine Form des Theaters, und das Theater würde ich als eine der bedeutendsten kulturellen Institutionen ansehen. Das ist es schon seit der Antike, wenn nicht sogar in abgewandelter Form schon vorher. Es war jedenfalls schon immer Ausdrucksmittel zur Darstellung ganz unterschiedlicher Themen aus dem realen Leben gewesen. Ob es dabei nun um politisch brisante Themen geht oder um Abgründe der menschlichen Seele oder einfach nur um Alltagsdarstellungen; es ist immer eine Form, sich mit der Umwelt auseinander zu setzen. Und ich denke, dass dies auch den Anlass für das Erscheinen von Hurvinek und Spejbl gab. Wie schon gesagt, wollte Professor Skupa dem herkömmlichen Puppentheater ein Exempel setzen und mit Hilfe einer neuen Art und Weise der Darstellung, besser auf Probleme aufmerksam machen und die Leute auf einem anderten Niveau amüsieren. Schließlich stecken hinter der Komik der beiden

Figuren auch nicht selten Anspielungen, die Aktuelles streifen und welche die Wirkung auf das Publikum bewusst beeinflussen.

Ein weiterer Punkt im Zusammenhang mit dieser Schallplatte ist, dass der Künstler Milos Kirschner, wie man wiederum der Schallplattenhülle entnehmen kann, in der Lage ist, die „S + H-Dialoge in nicht weniger als 18 Sprachen vorzutragen.“ Die Schallplatte trägt also auch zu einem Kulturtransfer bei. Bei der Betrachtung dieser Sprachvielfalt fällt auf, dass die Sprache ein wichtiger Träger von Kultur ist, denn sonst wüsste ich kaum von den beiden kahlköpfigen Puppen mit ihren Kulleraugen.

Des Weiteren spricht der Hörträger auch einiges über die Vergangenheit, hat also auch einen kulturhistorischen Wert. Auf der Hülle steht noch: „Made in Czechoslovakia.“ Heute gibt es schon gar keine Tschechoslowakei mehr. Wahrscheinlich könnte ich den Faden jetzt auch noch ewig weiterspinnen, könnte noch darauf eingehen, wer das Bild auf der Schallplatte entworfen hat, wer das Photo von Milos Kirschner auf der Rückseite gemacht hat, dass ein Photo auch wiederum ein Kulturgegenstand für sich ist, dass das Material aus dem die Schallplattenhülle, nämlich Papier, auch einen sehr entscheidenden Kulturgegenstand der Menschheit darstellt und so weiter und so weiter. Es würde sich wie ein schier endloses Spinnennetz immer weiterspinnen.

Um jetzt noch einmal an die Ausgangsfrage zu denken: Ist es das nun, was einen Kulturgegenstand ausmacht? Welche Faktoren sind denn nun eigentlich von all den genannten am wichtigsten? Kann man so etwas denn überhaupt festlegen? Ist vielleicht der Nutzen, den ein Kulturgegenstand mit sich bringt, ausschlaggebend für dessen Bezeichnung als solcher? Nun könnte man aber fragen, was eine Schallplatte im Gegensatz zu einem etwas praktischerem Gegenstand, wie zum Beispiel einer Klobrille, für einen Nutzen hat. Für mich hat diese Schallplatte nicht unbedingt einen praktischen Nutzen, aber dennoch einen hohen persönlichen Wert. Er ruft Erinnerungen an gemütliche Winternachmittage bei meiner Oma in der Wohnstube wach und amüsiert mich zudem wirklich immer wieder aufs Neue.

Für mich ist diese Schallplatte deswegen ein Kulturgegenstand, weil gerade dessen Zusammensetzung aus so vielen verschiedenen Komponenten an und für sich ein Phänomen der Kultur ist. Man kann darin nichts voneinander trennen. Letztendlich kann man wirklich alles als einen Kulturgegenstand betrachten, was durch menschliche Hand beeinflusst wurde. Selbst die Landschaft, die ich sehe, ist teilweise ein Produkt der menschlichen kulturellen Einflüsse.

Kirschner, Milos/Grym, Pavel (1978):

Spejbl und Hurvinek. Texte. 3. Auflage. Berlin: Henschel Verlag Kunst und Gesellschaft.

Alle anderen verwendeten Zitate innerhalb des Textes sind der Schallplattenhülle entnommen. Name der Schallplatte: „Spejbl & Hurvinek, ganz groß ...“; aufgenommen in SUPRAPHON-Studios in Prag; gesprochen von Milos Kirschner; Text: ARTLA.

Die Tarantella – Ihre traditionelle und moderne Bedeutung

In diesem Essay soll ein Kulturgegenstand beschrieben werden. Folglich werde ich die traditionelle und moderne Bedeutung der folkloristischen Musik *Tarantella* betrachten.

Der Begriff *Tarantella* erschien erstmals im 17. Jh. in Apulien (Italien) und ist auf das Jahr 1374 und früher zurückzuführen. Als Tanz der Befreiung, der Liebe und des Vergnügens wurde die *Tarantella* damals zum bedeutsamsten Tanz von Neapel, der Stadt, welche einst zu den wichtigsten kulturellen europäischen Metropolen gehörte. In Apulien, der südlichen Halbinsel Italiens, entwickelten sich diese folkloristische Musik und die damit verbundenen Tänze zu einer Kunsttherapie. Sie sollte den physischen wie auch psychischen Lasten des Lebens entgegenwirken und wurde somit fester Bestandteil einer mythischen und religiösen Kultur.

Mit dem Einbruch des ökonomischen und technischen Zeitalters wurde diese Bedeutung weitgehend zerstört. Heute wird sie von den italienischen Medien und der allgemeinen Gesellschaft abfällig, ja sogar als barbarisch betrachtet.

Es gibt mehrere Entstehungserzählungen der *Tarantella*. Eine davon erzählt von dem heiligen Sankt Paolo, der während seiner Missionarsreisen in einer kleinen Stadt namens Galatina (Apulien) Unterschlupf fand und sich dankbar erweisen wollte. Der Geistliche verlieh dem Gastgeber und seinen Angehörigen die Macht, diejenigen heilen zu können, welche von giftigen Tieren gebissen wurden. Ausschlaggebend sollte das Trinken des im Brunnen befindlichen Wassers sein im Zusammenhang mit dem Ritual einer Zeremonie und eines Tanzes, der *Tarantella*.

Auf die weiteren, auch religiösen Entstehungsgeschichten werde ich hier nicht eingehen, da sie eben „nur“ Mythen sind und zur Erforschung der heutigen Bedeutung nicht beitragen.¹

Es gibt mehrere Arten der *Tarantella*. Im Folgenden werde ich die drei bedeutsamsten vorstellen.

Die *Tammurriata* (Tanz auf der Trommel) ist der berühmte aus Neapel stammende Paartanz. Man stelle sich hierbei kein morphologisches oder synchronisches System vor. Der u. a. aus diesem Grunde bezeichnete wilde Tanz hat keine Regeln oder Schritte, die zu befolgen sind. Vielmehr geht es um das eigene Körpergefühl, den Takt des Inneren. Die Musik wird begleitet durch Gesang und sich oft wiederholende, steigende Rufe. Die im Tanz starken Bewegungen von Händen, Armen und des Oberkörpers haben eine wilde und befreiende Auffälligkeit.

Die *Tarantella del Gargano* stammt von der Halbinsel, die ebenso heißt, und sich in Apulien befindet. Sie ist auf einen Landwirt zurückzuführen. Hier geht es um eher langsamere, mit der Mandoline und der Kastagnette gespielte Stücke. Die in den Texten manchmal enthaltenden Liebesgeschichten erinnern an den Charakter der Serenade. Auch hier wird als Paar getanzt, wobei Mann und Frau sich nicht berühren – eine Regel, die sich sicherlich aus den Konditionen der Zeit ergibt, wo die Distanzen zwischen den beiden Geschlechtern strikt einzuhalten waren. Hier steht man sich stets gegenüber und dreht sich um die eigene Achse.

Die letzte *Tarantella*, welche ich vorstellen werde, stammt auch aus Apulien, genauer gesagt aus dem Salento, einem Gebiet des Südens dieser Halbinsel. Es handelt sich um die *Pizzica Salentina*. Sie umfasst die *Pizzica Tarantata*, den eigentlichen Heiltanz, die *Pizzica de Core* und die *Pizzica Scherma*.

Pizzica ist das italienische Wort für *Stich*. Die Landwirte bzw. -wirtinnen fürchteten in einer Zeit der mangelnden Aufklärung eine giftige Arachnoidenart namens Tarantel. Diese Spinnenart gibt es – hier spreche ich aus Erfahrung – tatsächlich, nur ist sie nicht giftig und macht somit auch nicht verrückt. Ihr Stich sollte angeblich wie ein blauer Fleck aussehen und eine Art von Besessenheit, Trance außerdem Übelkeit auslösen (daher der Ausspruch „wie von der Tarantel gestochen“). Gab nun ein Mädchen/eine Frau – die Betonung liegt auf dem weiblichen Geschlecht – an, dass sie ge-

stochen wurde, wandt man bei ihr das therapeutische Ritual an. Mit einem frenetischen Rhythmus der Tarantella-Musik brachte man das Opfer zum tanzen. Hierbei galt das Prinzip: umso wilder und auch länger, desto erschöpfender. Durch die telepathische Bindung von Tier und Mensch, welche auf den Biss zurückzuführen ist, brachte man die Tarantel um ihre Kraft, bis sie starb. Auf diese Weise war man wieder geheilt.

Die *Pizzica de Core* (Stich des Herzens) wurde hauptsächlich zu Anlässen wie z. B. Hochzeiten, Taufen und anderen Zeremonien getanzt. Solche besonderen und auch angenehmen Tage mussten genossen werden. Auch hier geht es um die untere Schicht, die durch das Tanzen ihren harten Alltag in der Landarbeit und alle anderen Lasten vergessen und abschalten wollte. Es tanzen auch hier Mann und Frau zusammen. Bis auf die Körperberührung ist alles erlaubt: Man wirft sich provokative Blicke zu und drückt in seinen Bewegungen die geheimen Wünsche aus (meistens erotischer Natur). Zentrale Wichtigkeit spielt hier das Tuch, mit dem die Frau umherwirft, und das der Mann nur mit ihrer Erlaubnis berühren darf.

Die *Pizzica Scherma*, auch bekannt als *Danza delle Spade* (Tanz der Speere) hat einen kämpferischen Charakter. Die Bewegungen gleichen einem Messerkampf. Dieser Tanz ist den Männern gewidmet. Die Messer werden mit den Fingern angedeutet und der Kampf an sich ist ebenfalls Täuschung.

Die traditionelle Bedeutung der Tarantella hat offiziell einen therapeutischen, mystischen und religiösen, inoffiziell einen befreienden Wert. Allgemein anerkannte Tabus werden legitim durch einen allgemein anerkannten Tanz gebrochen. Dieses kann man gut in der *Tammurriata* und in der *Pizzica de Core* beobachten, wo sich Mann und Frau durch die in den Bewegungen und Blicken enthaltenen Andeutungen der Annäherung, Provokation und des Flirts gegenseitig verehren und die moralischen Grenzen somit durchschreiten.

Die *Pizzica Tarantara* ist nicht umsonst gerade der Frau gewidmet, welche sich mit der Entschuldigung des Spinnenbisses für

begrenzte Zeit schamlos und unanständig bewegen und folglich aus dem Gefängnis der Verhaltensregeln entfliehen konnte. Aber auch die Männer hatten die Opportunität, sich den therapeutischen Wert zu Nutze zu machen. Aufgestaute Aggressionen konnten in einem simulierten Kampf losgeworden werden, so wie negative Emotionen durch ein Lied ausgedrückt werden konnten, wo doch sonst das Demonstrieren von Gefühlen ein Zeichen der Schwäche war.

Der religiöse Wert bezieht sich auf die Entstehungsgeschichten: Ein heilender Tanz, der seinen Ursprung in einem Geistlichen hat, konnte keine Sünde sein.

Wo man mit dem produzierten Ballett von Gian Coaralli namens *La Tarentule* (1839) in Neapel noch dachte, diese Art von wildem Tanz würde sich in der gehobenen Gesellschaft nicht etablieren können, hat Madame Michau doch das Gegenteil beweisen können. Sie stellte dieses Ballett 1844 mit Erfolg in London vor. Trotzdem wird die Tarantella heute von der italienischen Gesellschaft oftmals als die Musik der Armen und Primitiven betrachtet. Viele nehmen mit dieser abfälligen Haltung einen Teil ihrer eigenen historischen Kultur und somit auch Identität nicht an. Aus diesem Grund können diese auch nicht an dem aktuellen Wert, welche die heutigen so genannten *Neotarantali* genießen, nicht teilhaben.

Wo man z. B. schon in der Vergangenheit die allgemein positive Wirkung von Musik auf die Psyche erfahren hat, mit dessen Hilfe man vom harten Alltag abschalten bzw. diesen angenehmer gestalten wollte, kann man auch noch heute in den verschiedensten Kulturen sehen, dass dieser Nutzen *nicht* „abgestorben“ ist. Der belebende Charakter, der gerade der Tarantella zuzusprechen ist, wird auf den für die Musik typischen Rhythmus zurückgeführt, der dem des Herzens gleicht.

Was das heutige allgemeine Problem des Bewegungsmangels betrifft, so könnte auch hier die Tarantella behilflich sein. Goethe beobachtete wie man 20–40 Stunden aus reinem Vergnügen heraus tanzte.²

Die Tarantella ist außerdem für jeden, auch den musikalisch weniger talentierten, geeignet, da es keine Regeln zu befolgen gibt, die vom Abschalten hemmen könnten. Zur Musik sollte man schließlich mit dem Gefühl und nicht mit dem Kopf tanzen – wer schon einmal einen Tanzkurs gemacht hat, weiß wovon ich rede. Das Gefühl für den Ursprung jener Musik, der in den täglichen Schmerzen lag, mag heute zwar verschwunden sein, jedoch resultiert die Rückbesinnung der Neotarantata aus neuen, modernen weniger existenziellen Problemen.

Deshalb steht meiner Meinung nach die heutige Bedeutungsgebung der Tarantella für ein allgemeines Nutzen dieser Musik sowie für ein zunehmendes Selbstbewusstsein und das Bekenntnis der eigenen Kultur (letzteres gilt für die italienische Bevölkerung).

www.streetswing.com/hauptmain/z3tar1a.htm; 2003-11-19, 19.50 Uhr
www.taranto-salza.de/tarantella_dt.html; 2003-11-19, 20.00 Uhr
www.tarantularubra.it/ceremonieontarantismo/tarantola.htm; 2003-11-20, 12.55 Uhr
www.salveweb.it/pizzica.htm; 2003-11-20, 13.30 Uhr

Tarot

Seit ihrer Entdeckung vor ca. 600 Jahren erfüllten die 78 Karten des Tarot viele kulturelle Funktionen. Sie waren Kartenspiel des italienischen Adels und sind heute noch Kunstwerke. Sie sind Sinnbilder der ethischen und philosophischen Lehren, Inspiration zu Romanen und Filmen, aber auch für viele Kulturen Schlüssel zu magischer und esoterischer Weisheit. Am bekanntesten sind Tarotkarten als Mittel der Weissagung, des Bemühens um übernatürliche Kenntnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dieses Bemühen, die geheimnisvolle Gegenwart zu durchschauen und die Zukunft vorherzusagen, wird seit Urzeiten in aller Welt praktiziert und verschiedene Kulturen haben ihre eigene Form der Divination entwickelt. Das I Ging z. B. ist ein seit Jahrtausenden in China verwendetes Orakel, das seit dem 20. Jahrhundert auch in den westlichen Kontinenten verwendet wird, aber auch weitere Praktiken wie u. a. das Kristallkugellesen, das Pendeln oder die Hypnose sind weit verbreitet.

Dieses Essay wird sich im Folgendem mit der kulturellen Bedeutung des Tarot beschäftigen und nach einer kurzen Beschreibung des Kartendecks, einer Einführung in den Symbolgehalt und seine Bedeutung soll auf die Herkunft und die historische Entwicklung eingegangen werden. Darauf basierend, sollen die Kulturmuster untersucht werden und der Wahrheitsgehalt dargestellt werden, sofern einer vorhanden ist. Die Problematik, die das wissenschaftliche Erforschen der Tarotkarten darstellt, ist die Tatsache, dass die Kunst der Wahrsagerei dem Parapsychologischen zugeordnet wird und daher sehr abstrakt ist. Dennoch beschäftigen sich Ethnologen, Psychologen und andere Forscher schon lange mit der Divination, da dort der Ursprung eines Großteils moderner Philosophie, Literatur und Wissenschaft zu finden ist.¹

Das älteste, bekannte Tarotspiel besteht aus 78 Karten. Diese unterteilen sich in die große und die kleine Arkana (arcana [lar] = geheim). Zu der kleinen Arkana gehören die 56 Karten mit den vier Farbsymbolen, wie wir sie heute in unseren Kartenspielen kennen. Anstelle der heutigen Symbole Pik, Karo, Herz und Kreuz hießen die Farben früher Schwert, Stab, Kelch und Münze und stehen symbolisch für die verschiedenen Schichten der mittelalterlichen Gesellschaft: Schwert = Adel, Stab = Bauer, Kelch = Klerus und Münze = Kaufleute. Jede Farbe der kleinen Arkana beinhaltet sowohl die Zahlenkarten 1 (As) – 10 als auch die vier Hofkarten König, Königin, Ritter und Bube. Zusätzlich dazu enthält das Tarotdeck weitere 22 Karten, welche die große Arkana bilden und archetypische Bilder aus dem Mittelalter darstellen.²

Die Karten und Spielmethoden haben sich im Laufe der Geschichte verändert und mittlerweile gibt es eine Vielzahl von Lege-Systemen, aber auch verschiedene Kartendecks, die durch Künstler neu gestaltet und interpretiert worden sind. Das Tarot stellt ein zeitweise geheim überliefertes Weisheitssystem dar, dessen tiefes Wissen teilweise sichtbar, jedoch hauptsächlich in Bildern verschlüsselt zum Ausdruck kommt und worin jede seiner Karten einen Symbolgehalt hat. Die Karten der kleinen Arkana betreffen die kleinen, unmittelbaren Dinge des Lebens und ihre Eigenschaften. Die Stäbe z. B. gehören dem Element Feuer an und stehen für Kraft, Energie und Tatkraft. Die Kelche stehen symbolisch für das Element Wasser und beziehen sich auf die innere emotionale Realität. Viel interessanter ist die symbolische Aussage der großen Arkana, deren Bilder und Allegorien sehr viel menschliches Wissen, Lebenserfahrungen, aber auch Naturgesetze enthalten. Hier treffen viele Wissenschaften aufeinander. Zum einen gibt es die Bilder, wie z. B. den Mond, Symbol für die Nacht und die Dunkelheit. Er steht für die dunkle, geheimnisvolle Seite des Lebens, wogegen die Sonne Kraft, Licht und Lebensbejahung versinnbildlicht.³ Aber auch andere Wissenschaften, wie u. a. die Numerologie hatten ihren

Einfluss auf die Gestaltung der Tarotkarten. So bilden die Karten „die Liebenden“ mit der Ziffer 6 und „der Teufel“ mit der Ziffer 15 ein gegensätzliches Paar, da die Quersumme aus 15 die Zahl 6 ergibt.

Betrachtet man den Aufbau insgesamt, so ist deutlich erkennbar, dass der Aufbau der Tarotkarten geprägt ist von einer Vielzahl kultureller Symbole.

Die historische Entwicklung des Tarots

Die Kunst der Wahrsagerei ist bekannt seit wir Menschen denken können. Fast jede Kultur hat Methoden entwickelt, wonach, durch die Verwendung eines symbolischen Systems, die Geheimnisse hinter den gewöhnlichen Informationsquellen erschlossen werden sollen.

Historische Aufzeichnungen verraten sehr wenig über die Herkunft der Karten. Die okkulte Tradition reicht erst 200 Jahre zurück und in dieser Zeit sind um die Karten eine ganze Reihe Legenden entstanden. Eine Vermutung deutet den Ursprung der Karten im alten Ägypten, da es schon in der Antike für die Griechen und die Hebräer, welche die beiden wichtigsten Quellen europäischer Kultur sind, als Ort der Weisheit und der Mystik galt.

Eine weitere Theorie vermutet die Abstammung der Karten von den Zigeunern, die nach historischen Belegen ursprünglich aus Indien stammen. Diesem fahrenden Volk wird nachgesagt, dass es schon seit jeher aus Tarotkarten deutet. Andere Quellen verbinden das Tarot wiederum mit der jüdischen Geheimlehre Kabbala und eine alte Sage verweist auf eine im Jahre 1200 stattgefundene Magierversammlung in Marokko, auf der beschlossen wurde, das Wissen der Magier zu schützen und erhalten zu wollen und es in eine Folge von wortlosen Bildern zu verpacken. Diese konnten sowohl Sprach- als auch Kulturgrenzen überwinden und sollten die erreichen, welche die wahre Natur der Bilder erkennen konnten.⁴

Historisch nachweisbar ist die Existenz der Tarotkarten erst ab Mitte des 15. Jahrhunderts, als in Oberitalien, in Rechnungsbüchern

der Fürstenhäuser, aber auch in Predigten von Mönchen, Trumpfkarten erwähnt wurden. Bevor die Karten in Europa auftauchten, existierten sie in östlichen Ländern wie z. B. China und Indien. Gegen Ende des 15. Jh. war das Trümpfe-Spiel in Italien bekannt und verbreitete sich in Europa weiter. Nach großer Beliebtheit im 16. Jh. nahm das Interesse an dem Spiel dann wieder ab. Erst Antoine Court de Gebelin, ein protestantischer Geistlicher, entdeckte in den Bildern tiefer gehende Inhalte und fand Bezüge zum ägyptischen Gedankengut. Eliphas Levi, der am Anfang des 19. Jh. geboren wurde, prägte sehr stark das esoterische Tarot und fand interessante Bezüge zur hebräischen Kultur.⁵

Die Kulturmuster des Tarot

Das Tarot ist das europäischste aller Weissagungssysteme. In seiner Bilderwelt gibt es Päpste, Eremiten, Narren, Könige und Ritter. Einige Darstellungen, wie z. B. das Jüngste Gericht, sind religiös geprägt und andere Karten wiederum stellen allegorische Szenen dar, deren Bedeutungen den gebildeten Schichten früher geläufig waren. Die Karte „der Tod“, die in Filmszenen immer wieder gerne gezeigt wird, drückt metaphorisches aus, indem sie ein Skelett darstellt, das sowohl Bauern als auch Könige tötet und uns daran erinnert, dass wir alle sterben müssen, egal was wir im Leben darstellen. Im Laufe der Zeit wurden die festen Sinnbilder immer seltener und die Auslegung der Karten wurde immer symbolischer und esoterischer. Heute werden die Karten der großen Arkana als Geschichte gedeutet, welche die Reise der Seele darstellt, von der Geburt über die verschiedenen Prüfungen und Herausforderungen des Lebens bis zum Tod und zur Auferstehung. Darin verwoben sind auch Anklänge von Initiationsritualen.⁶

Die Geschichte der Wahrsagekunst enthält viele wichtige Hinweise auf ihre Entstehung, aber keine Antworten. Warum ist Wahrsagekunst aber so zeitlos und so beliebt in der Mehrzahl der Völker und Kulturen? Viele Fachleute und auch Kritiker schreiben diese große Beliebtheit dem grundsätzlichen menschlichen Bedürfnis zu,

Kenntnis von seinem persönlichen Schicksal zu erlangen und damit auch die Kontrolle darüber. Die Wahrsagekunst selbst unterliegt keinen Normen und so wird z. B. das Ritual des Kartenlegens völlig individuell vorgenommen, obwohl bereits eine Fülle von Büchern zu diesem Thema geschrieben worden sind. Beim Vergleich der verschiedenen Rituale ist erkennbar, dass der Wahrsager immer ein Mittel nutzt, das ihm behilflich ist beim Erstellen einer Deutung. Die Parapsychologie erklärt das Phänomen der „Utensilien der Wahrsagerei“, wie z. B. die Tarotkarte, als psychischen Induktor. Ausgangspunkt dieser Behauptung ist die Annahme, dass die Fähigkeit, die Zukunft voraussehen zu können, eine geistige Fähigkeit ist. Die Verwendung der Hilfsmittel dient dazu, dass der Wahrsager ein Mittel braucht, sich in einen tranceartigen Zustand zu versetzen und die Tarotkarte dient als Konzentrationsbrücke zwischen seiner Intuition, d. h. dem unbewussten und der Außenwelt.⁷ Wichtig bei dem Ritual des Kartenlegens sind sowohl der Kartenleger als auch der, dem die Karten gelegt werden. Die zutreffende Deutung hängt am Ende mit den Erwartungen, dem sozialen Umfeld und den Erinnerungen der Person zusammen, der die Karten gedeutet worden sind.

Fazit

Das wichtigste Forschungsinteresse auf diesem Gebiet dürfte wohl die Frage sein, ob es diese Vorhersagefähigkeit wirklich gibt. Betrachtet man die Welt der Tiere, so behaupten Menschen, dass man etwas Zukünftiges aus ihrem Verhalten ablesen kann. Tatsächlich lässt sich über das unruhige Verhalten von Tieren auf Wetterveränderungen oder Naturkatastrophen schließen. Leider hat die Wissenschaft noch nicht herausgefunden, woher dieses Verhalten stammen könnte. Verschiedene Theorien stellen Vermutungen auf, wie z. B. natürliche Sinne oder eine Sensitivität, die der sechste Sinn genannt wird.

Die Psychologie versucht, die Wahrsagefähigkeit von Menschen mit einem veränderten Bewusstseinszustand zu erklären. Indem

ein Körper in einen veränderten Bewusstseinszustand geführt wird, z. B. eine Art von Trance, verändert sich die Art der Wahrnehmung und der Körperbeherrschung und bei entsprechender Veranlagung wird eine Form der Autosuggestion ausgelöst.

Natürlich kann die Anwendung von Tarot auch auf eine Schwäche des menschlichen Denkvermögens hinweisen, die den Wunsch nach Kontrolle des eigenen Lebens erzeugt und die Kunst der Wahrsagerei ist nur pure Absurdität. Trotzdem würde sie dann immer noch etwas Positives beinhalten, denn sie hat zur Entwicklung wissenschaftlicher Methoden beigetragen. In alten Kulturen, wie China oder Ägypten, wurde die Wahrsagerei in den hohen Eliten ausgeübt und dort wurden Rituale und Methoden für die Vorhersagen entwickelt, welche die gesamte Gesellschaft betrafen. Das schulte folglich die Beobachtungsgabe, schärfte die Sinne und verlangte nach einer präzisen Berichterstattung für die richtige Einschätzung und Analyse: Sie schuf also den Rahmen für die Erkenntnis von Ursachen und Wirkung.

- 1 Vgl. Verlag Das Beste (1983):
Faszination des Unfassbaren, Stuttgart 1983, S. 116.
- 2 Vgl. Verlag Das Beste (1983):
Faszination des Unfassbaren, Stuttgart 1983, S. 122f.
- 3 Vgl. Griffon, T. Wynne:
Okkultismus, S. 101f.
- 4 Vgl. Pollack, R. (2001):
Der illustrierte Ratgeber Tarot, Köln 2001, S. 18ff.
- 5 Vgl. Dobrats, G. (1997):
Basic Tarot, Neuhausen am Rheinfall 1997, S. 12f.
- 6 Vgl. Pollack R. (2001):
Der illustrierte Ratgeber Tarot, Köln 2001, S. 9.
- 7 Vgl. Verlag Das Beste (1983):
Faszination des Unfassbaren, Stuttgart 1983, S. 129.

Teddybär

Spiele aktivieren das Denken und Handeln der Menschen, sie bereichern die Phantasie, vertiefen die Gefühle und mobilisieren die Vorstellungskraft. Auch im Zeitalter der modernen Technik und Automatisierung ist das Spiel für die Kinder und – in entsprechenden Formen – auch für die Erwachsenen unentbehrlich.

Zum Spiel gehört das Spielgut, das Spielzeug in seiner breiten Skala, vom zufälligen Spielzeug bis zu den speziell für das Spiel gedachten/bestimmten Fabrikaten. Der Teddybär zählt im Vergleich zur Puppe zu den jüngeren der Figurenspielzeuge, die beim Kind das gute Verhältnis zum Mitmenschen und zum Tier fördern helfen können.

Trotz seiner jungen Jahre ist der Teddybär bereits fester Bestandteil unserer (Spiel-)Kultur mit seiner ganz eigenen Geschichte und Herkunft und avancierte im Verlauf des letzten Jahrhunderts vom Kuschtier zum Kulturobjekt.

Der Schwerpunkt des Essays wird darauf liegen, dem Leser vor Augen zu führen, inwieweit der Teddybär zu unserer Kultur gehört und wie sich diese Tatsache im Alltag äußert.

Die Komplexität des Themas erfordert verschiedene methodische Zugriffe: So wird es notwendig sein, beschreibend die Geschichte und Herkunft des Namens Teddybär kurz herauszuarbeiten, gleichzeitig aber wird über den kurzen, historischen Abriss hinaus nach Funktions- und Erscheinungsformen des Teddybären gefragt werden müssen.

Über den geschichtlichen Exkurs, die Funktionen und Erscheinungsformen des Teddybären werde ich somit zu einer tieferen Begründung kommen, die sich aus den kulturwissenschaftlichen Fragestellungen ergibt.

Kommen wir nun zur Entstehung des Teddybären. Wohl bereits im 19. Jahrhundert wurden Bären als Kinderspielzeug gefertigt, aber den ersten beweglichen Spielzeughären entwickelte der Neffe von Margarete Steiff, Richard Steiff, angeregt vom Besuch des Stuttgarter Zoos „Wilhelma“ und der Hamburger „Hagenbeckschen Tierschau“. Hier war er im Auftrag seiner Tante unterwegs, um für das Unternehmen aus Giengen bei Ulm neue Stofftiere zu entwerfen. Der entstandene Spielzeughär mit drehbaren und beweglichen Gliedern wurde 1913 auf der Frühjahrmesse in Leipzig erstmalig vorgestellt und zum Verkauf angeboten. Er hatte eine drollige Gestalt: spitze Schnauze, pechschwarze Schuhknopfaugen, seitlich abstehende Riesenohren, einen überdimensionalen Buckel, überlange, baumelnde Arme und Riesenfüße! Da saß er nun auf einem kleinen Podest und wartete auf einen neuen Besitzer. Doch niemand interessierte sich für ihn – bis am letzten Messetag ein amerikanischer Einkäufer aus New York nicht nur ihn, sondern die ganze Kollektion erwarb: 3.000 Bären. Dies geschah nicht ohne Grund, denn in den USA hatte in der Zwischenzeit eine große Nachfrage nach Spielzeughären eingesetzt. Dem vorausgegangen war eine kleine Geschichte.

1901 wurde Theodor Roosevelt (Spitzname „Teddy“) Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Auf einem Jagdausflug im Bundesstaat Mississippi im November 1902 weigerte sich der Präsident und leidenschaftliche Großwildjäger Roosevelt, einen wehrlosen, jungen Schwarzbären zu erschießen, den man ihm als Ersatz für die ausbleibende Jagdbeute vor sein Gewehr trieb.

Die lokale Presse berichtete darüber und Clifford K. Berryman, Karikaturist der „Washington Post“ verewigte die Szene in einem seiner Cartoons: Roosevelt als Jägersmann verschont den kleinen Bären.

Anspielend auf diesen Vorfall, soll der russische Einwanderer Morris Michtom einen von seiner Frau Rose entworfenen Spielzeughären in New York auf den Markt gebracht haben.

Das war der Startschuss für den folgenden weltweiten Siegeszug des Teddybären. Dementsprechend war der amerikanische

Präsident maßgeblich am Erfolg des Teddybären und seiner Namensgebung beteiligt.

Nach dem geschichtlichen Exkurs wenden wir uns nun den Funktionen und Erscheinungsformen, vor allem aber der Bedeutung des Teddybären für Kinder und Erwachsene zu.

Auffällig ist, dass sowohl Groß und Klein beim Umgang mit Teddybären stets gewisse Verhaltensregelmäßigkeiten und Gemeinsamkeiten aufweisen. Beide Altersgruppen lieben es, den Teddybären liebevoll zu tätscheln, ihn zu knuddeln, mit Küsschen zu überhäufen und mit Kosenamen zu betiteln. Vor allem Erwachsene, die man nach ihrem Bären aus Kindheitstagen befragt, antworten mit glänzenden Augen, berichten von ihrer Freude, als sie diesen zum ersten Mal in den Händen hielten und ihren durchweg positiven Erfahrungen.

Viele von ihnen haben ihren Teddybären, als eine Erinnerung an ihre Kindheit, sogar noch aufbewahrt und vererben diesen an ihre eigenen Kinder weiter. Im Gegensatz dazu denken diejenigen, die ihren treuen Freund und Weggefährten nicht mehr haben, wehmütig an die vergangenen Tage zurück und wünschen, sie hätten ihren Teddybären noch. Demnach war der Teddybär für viele nicht nur ein bloßes Spielzeug, sondern vielmehr ein treuer und geduldiger Freund, der alle Facetten der Gefühlswelt, von himmelhoch jauchzend bis zu Tode betrübt, mit einem teilte und in der Fremde stets auch ein Stück Heimat bedeutete.

Doch der Teddybär dient heute nicht mehr nur als Kindheits-erinnerung für Erwachsene oder als Kuscheltier für Kinder, sondern hat im Laufe der Zeit auch noch andere symbolische Bedeutungen und Funktionen übernommen.

Welche weiteren Bedeutungen der Teddybär als Kulturobjekt in unserer heutigen Gesellschaft angenommen hat, soll im Folgenden erläutert werden.

Im Laufe der Jahrzehnte fand der Bär nicht nur in vielen privaten Haushalten, sondern auch in der Öffentlichkeit seinen Platz, wo er für verschiedene Gesellschaftsgruppen unterschiedliche und vor allem facettenreiche Aufgaben übernahm. Der Teddybär ist

dabei oft Spiegelbild der gesellschaftlichen Wirklichkeit. So fungiert er zum Beispiel als Maskottchen von Fußball- und Eishockeyvereinen, trägt deren Trikot und symbolisiert deren Stärke und Siegeswillen. Hinzu kommt, dass der Teddybär sich als Mitbringsel bei Krankenhausbesuchen, Geburtstagen, Hochzeiten, Taufen, Geburten oder Pensionierungen zunehmend großer Beliebtheit erfreut. Die Tatsache, dass einige Teddybären sogar speziell für diese Anlässe angefertigt werden und beispielsweise die Berufsbeleidung des Pensionierten tragen oder das Hobby des Geburtstagskindes repräsentieren, macht deutlich, dass Teddybären längst gesellschaftsfähig geworden sind und sogar einige Gesellschaftsgruppen und deren Eigenheiten darstellen können.

Doch der Teddybär fungiert heute nicht nur als originelles Geschenk, sondern auch als Zierde für Haushaltsartikel und Alltagsgegenstände. Die Liste ist lang und der Phantasie scheinen keine Grenzen gesetzt zu sein. So findet man Wärmflaschen, Feder Taschen und Rucksäcke in Gestalt von Teddybären, Handyhüllen in Bärenform, Bären als Schlüsselanhänger, Hausschuhe, Magnete, Tassen, Lampenschirme, Seifenspender, Topflappen. Ferner sind Kopfkissen- und Bettbezüge, T-Shirts, Servietten, Postkarten, Tischdecken, Regenschirme, Schulranzen, Schulrütchen, Duschvorhänge, Bettvorleger, Schuhabtreyer und Adventskalender mit Bärenmotiven geschmückt und finden reißenden Absatz. Nicht zuletzt hat auch die Werbung das kreative Potential und die positiven Werte, die der Teddybär vermittelt, für sich entdeckt und in zahlreichen Werbespots umgesetzt: Das bekannteste Beispiel hierfür ist wohl die Werbung für Gummibärchen mit Thomas Gottschalk und dem eingängigen Werbeslogan „Haribo macht Kinder froh – und Erwachsene ebenso“.

Bedeutender ist jedoch die Tatsache, dass der Teddybär in einigen Fällen auch eine wichtige soziale Vermittlerrolle übernimmt. Als Beispiel mit Vorbildfunktion soll hier der Lighthouse-Bär angeführt werden. Im Zürcher Lighthouse bekommt jeder zukünftige Bewohner bei seinem Einzug einen 35 cm großen Teddybären

geschenkt. Dieser soll den Patienten während seines Aufenthalts im Lighthouse unterstützend begleiten, Trost spenden und Wärme geben. Je nach Wunsch des Patienten wird der treue Begleiter dann nach dem Ableben des Kranken mit in den Sarg gelegt oder als liebevolle Erinnerung an den Verstorbenen den Angehörigen mitgegeben. Demnach wird der Teddybär der ständige und letzte Weggefährte eines todkranken Menschen.

Die Idee, den Teddy als Trostspender, Begleiter und besten Freund von aidskranken Menschen einzusetzen, stammt aus San Francisco in den USA. Dort wurden in den frühen 1980er Jahren die ersten Aidskranken medizinisch behandelt. Die Stadt schenkte daraufhin jedem Patienten einen Teddybären als Symbol für menschliche Wärme und öffentliche Integration. Heute ist daraus ein Brauch geworden, der weltweit Anklang findet. Jedes Jahr kann man am Weltaidstag überall auf der Welt Lighthouse-Bären ersteigern und somit das Lighthouse-Projekt finanziell unterstützen.

Auch die Tatsache, dass heutzutage viele Einsatzfahrzeuge mit Teddybären ausgestattet werden, damit Kinder in Notsituationen einen solchen geschenkt bekommen, bestätigt die Aussage, dass es keinen besseren Vermittler bei verletzten, behinderten und ausländischen Kindern gibt als den Tröster Teddybär, der sogar hilft, Sprachbarrieren zu überwinden.

Die beiden oben genannten Beispiele verdeutlichen, dass sich die historisch zugewiesene Bedeutung des Teddybären als bloßes Spielzeug für Kinder im Laufe der Zeit weiterentwickelt hat, so dass in unserer heutigen Gesellschaft der Teddybär nicht nur als solcher, sondern auch als Trostspender für Groß und Klein in jeder Lebenslage wirksam wird.

Nicht zuletzt zeigt sich diese Weiterentwicklung der Bedeutungszuweisung auch darin, dass der Teddybär als Kunst- und Ausstellungsobjekt, welches ersteigert, prämiert und ausgestellt werden kann, immer mehr an Bedeutung gewinnt und auch in den Medien und dem Internet seinen Platz gefunden hat.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass der Teddybär als Kulturobjekt viele Bedeutungen in sich vereint – sei es nun als Spielzeug, Kindheitserinnerung, Trostspender, Weggefährte, Schmuck, Werbeträger oder Kunst- und Ausstellungsobjekt.

Abschließend soll hier ein Zitat angeführt werden, das, wie es scheint, am besten verdeutlicht, welche Bedeutungen das Kulturobjekt „Teddybär“ in unserer heutigen Gesellschaft transportiert:

„Doch der Teddybär ist ein Stellvertreter. Er vertritt Werte, die in unserer Zeit bedroht sind. Darum projizieren die Menschen ein ganz bestimmtes Lebensgefühl auf ihn: Das, was ihnen in unserer Zeit abhanden gekommen ist. Heute weiß man, dass es die Welt, wie sie uns erscheint, nicht gibt. Wir erschaffen sie aus unseren Vorstellungen, machen uns ein Bild und erfüllen es mit Leben. Genau wie den Teddy (...).“ (Steiger, S. 1)

<https://homepage.swissonline.net/bellwald/Schuller/Teddybaer.html>

Harenberg, Bodo:

Harenberg Kompaktlexikon in 5 Bänden, Harenberg Lexikon Verlag, Dortmund 1994.

Tee und Teekultur

Für viele Europäer ist Tee nur ein Getränk. Es gibt aber Staaten, in denen Tee viel mehr bedeutet. In Ostasien ist Tee stark an die jeweilige Kultur gebunden. China, Japan, Taiwan – diese asiatischen Länder haben jahrhundertlang ihre speziellen Teezeremonien entwickelt. Obwohl oft nur der asiatische Kontinent mit Teekultur assoziiert ist, unterliegt es keinem Zweifel, dass auch einige europäische Länder (wie England und Russland) irgendeine, leider nicht so prächtige Teekultur wie in Asien besitzen.

In diesem Essay versuche ich, die wichtigsten Rituale der Teekulturen darzustellen. Es werden hier drei Länder: China, Japan und England präsentiert und verglichen. Es wird auch ein bisschen die Geschichte des Tees dargestellt.

China ist die Wiege des Tees. Dort ist Tee seit etwa 2.500 Jahren bekannt und kultiviert. Älteste Aufzeichnungen über Tee kommen aus dem Jahr 221 vor Christi. Aber erst während der Tang-Dynastie (etwa um das 7. Jh.) verfasste der chinesische Dichter Lu Hsiang-shan die erste komplexe Abhandlung über Teeanbau und Teezubereitung. Bis heute wird Lu Hsiang-shan wegen seiner Verdienste in China verehrt. Seine Teephilosophie, dass der *Teegenuss ohne Teekultur unmöglich ist*, wird heute jeden Tag in China praktiziert. Bei der Teezeremonie ist nicht nur wichtig, was für einen Tee man trinkt und wie er vorbereitet wurde, sondern auch, wie man trinkt. Eine Teezeremonie besteht aus Geschmack des Tees, Zubehör, Aussehen von Teehäusern, Benahmen der Teilnehmer. Sie ist eine Kunst, die ein fester Bestandteil des täglichen Lebens in China geworden ist.

Früher war aber Teegenuss ein Luxus, der nur für den Kaiserhof, Vasallen und Kaufleute reserviert war. Leute aus niedrigeren Gesellschaftsschichten aßen Teeblätter, die sie mit Milch, Reis oder Gewürzen aufwerteten. Einige dieser Traditionen haben sich bis

heute erhalten. Sie existieren in den so genannten *drei Schulen des chinesischen Teetrinkens*. Die erste, älteste Schule nennt man *die Schule des gesalzenen Pulvertees* und sie wurde im Buch von Lu H Yü sehr poetisch beschrieben. Bei dieser Schule entwickelten sich „Teewettbewerbe“, die ihre goldenen Zeiten während der Sung-Dynastie erlebt haben. Während der Sung-Dynastie herrschte aber schon die zweite Schule – *die Schule der geschäumten Jade*. Die Wettbewerbe fanden am Kaiserhof statt. Die Teemeister bereiteten aus Teepulver und etwas heißem Wasser eine Paste vor, gaben dazu abgekühltes Wasser und schlugen den Tee mit kreisenden Bewegungen bis die Schale vollständig mit einem Schaum bedeckt war. Der Teemeister, dessen Schaum sich am längsten in der Teeschale hielt, gewann die Wettbewerbe. Es lassen sich hier Ähnlichkeiten mit japanischen Teezeremonien (*Chanoyü*) nicht übersehen, dazu jedoch später.

Die dritte, jüngste Schule des chinesischen Teetrinkens nennt man *die Schule des duftenden Blattes*. Mit dieser Schule wurde Tee auch dem Bürgertum zugänglich gemacht. Früher wurden nur die Knospen zur Teevorbereitung, aber seit der Ming-Dynastie werden auch ganze Blätter verwendet. So ist es auch bis heute geblieben.

In China hatte Teetrinken erst eine religiöse Bedeutung und wurde in Zen-Schulen praktiziert. Teetrinken war damals eine Art von Meditation. Heutzutage wird Tee nach altem Brauch als herzlicher Willkommensgruß und als Zeichen von offener Freundschaft angesehen.

In Japan, wohin der Tee im 9. Jh. aus China kam, hat die Teezeremonie die Lebensphilosophie stark geprägt. Zuerst wurde aber das Teetrinken ähnlich wie in China nur bei den zenbuddhistischen Ritualen praktiziert. Laut *Kakuzo Okakura* ist die Zeremonie des Teetrinkens ein Mittel zur Erlangung innerer Ruhe und Harmonie. Sie wird von ihm als Hilfestellung beim „sehen und hören lernen“ gesehen. Sowohl in China als auch in Japan ist die Teezeremonie bis heute ein besonderes Schauspiel geblieben. Bei der Teezeremonie herrscht eine besondere Atmosphäre, die viel mit der Meditation gemeinsam hat.

Die japanischen Zeremonien sehen nicht immer einheitlich aus. Es gibt viele Teeschulen und die Regeln der Zeremonie variieren je nach der Schule, aus der der Teemeister hervorgegangen ist. Aber immer ist diese Zeremonie ein großes Schauspiel. Sie wird in einem nur mit Reismatten ausgelegten Raum abgehalten. Dabei darf nur ein genau vorgeschriebenes Teegerät benutzt werden. Wenn alle Gäste auf den Knien hocken, kommt der Teemeister, der die Teeschale mitbringt. In der Schale liegen: ein Bambuspinsel, der Teeschläger, ein kleines weißes Tuch und ein Teelöffel bereit. Dann holt der Teemeister noch einen Wasserbehälter, einen Wasserschöpfelöffel und eine Ablage für den heißen Deckel des Wasserkessels. Als Feuerstelle wird ein Kohlebecken benutzt.

Der Teemeister setzt sich auch nieder und beginnt, den Tee zuzubereiten. Ähnlich wie bei der chinesischen *Schule der geschäumten Jade* wird der Tee mit dem Teeschläger schaumig geschlagen. Während der Teemeister den Tee vorbereitet, nehmen die Gäste in bestimmter Rangordnung von dem angebotenen süßen Gebäck und reichen es dem Nächsten weiter. Der Teemeister stellt die Schale mit fertigem grünen Tee vor dem ersten Gast nieder und die Beiden verneigen sich gegenseitig und vor dem nächsten Gast. Der Gast trinkt drei Schluck Tee, reinigt den Rand der Schale mit dünnerem, weißem Papier. Danach reicht er die Schale dem nächsten Gast. Nach dem Ende der Zeremonie wird das Teegerät bestaunt und ein Gespräch schließt sich an.

Heutzutage wird in Japan das Teetrinken zu Hochzeiten oder als Wertschätzung für den Besuch eines Freundes praktiziert. Auch bei erfolgreichen Geschäftsabschlüssen wird der Tee gereicht. Eine Gemeinsamkeit der ostasiatischen Kultur mit der europäischen Teekultur besteht darin, dass in Europa das Teeangebot, wenn es sich an einen Gast richtet, auch als eine Art der Gastfreundschaft verstanden wird. In Japan und China hat aber Teetrinken eine stärker mystische Dimension als in Europa, weil in diesen zwei Ländern das Teetrinken einmal mit religiösen Praktiken verknüpft war. Erst dann folgte mit der Zeit eine Säkularisierung.

Um das zu erklären, kann man sich auf das Beispiel des englischen 5-Uhr-Tees berufen. In England haben wir es mit einem gesellschaftlichen Ereignis zu tun, das sich im vorigen Jahrhundert entwickelt hat. Es gibt bestimmte Prinzipien für einen traditionellen 5-Uhr-Tee (z. B. „*Milk in First*“ Prinzip). Wenn man Teetrinken in England mit Japan und China vergleicht, entdeckt man, dass es in England vor allem der Körperentspannung dient, während es in Japan und China eine geistige Dimension hat. Die dabei begleitende Atmosphäre ist in England (gast-)freundlich, aber nicht mystisch. Das Ziel des Five O'clock Tee ist es, ein nettes Klima zu schaffen und sich zu entspannen.

Auf beiden Kontinenten, europäischen und asiatischen, hat Teetrinken eine andere Genealogie. In Ostasien hat Tee eine mehr als 2.500 Jahre alte Geschichte. In Europa ist Tee ziemlich neu. Obwohl Tee in unserer Kultur sehr populär ist, hat er aber eine niedrigere Bedeutung als in Asien.

Ist Tee nur ein Getränk oder ist er eine Philosophie? Man kann sagen: Es hängt von der Kultur und von der Tradition des jeweiligen Landes ab. Eines ist sicher: Sowohl in Japan und China als auch in England gehört Teetrinken zu spezifischen Merkmalen dieser Länder und es wird noch lange so bleiben.

Okukata, K.:

Das Buch vom Tee. Frankfurt/Main, 1998. Insel Verlag

Hall, J. W.:

Japonia od czasów najdawniejszych do dzisiaj. Warszawa, 1979. PIW.

www.g26.ch/teste_japan_11.html Stand: 15. 11. 2003.

Die Uhr

Als einen Gegenstand von großer kulturwissenschaftlicher Bedeutung würde ich die Uhr einstufen.

Das Wort Uhr wird vom lateinischen Begriff „hora“ abgeleitet und bedeutet soviel wie Stunde oder auch Jahreszeit.

Die Uhr ist ein Gegenstand zur Darstellung des Zeitablaufs. Die ursächliche Idee war jedoch, ein Gerät zur Zeitmessung zu entwickeln. Dieses Utensil ist aber nur von Nutzen, wenn man nicht nur in der Lage ist, Zeit zu messen, sondern auch darzustellen bzw. abzubilden, denn das Messwerk würde auch ohne das Ergebnis des Messens abzubilden, funktionieren.

Schon allein daraus wird klar: Mit dem Gegenstand Uhr ist der Begriff Zeit auf das Engste verknüpft, wenn nicht sogar untrennbar miteinander verbunden, was sich ja auch im Ausdruck „Uhrzeit“ widerspiegelt.

Allgemein wird dabei zwischen Groß-Uhren und am Körper tragbaren Klein-Uhren unterschieden.

Heute sind den Variationen unter den Uhren keine Grenzen gesetzt. Es gibt unterschiedliche Methoden zur Messung der Zeit, wie z. B. nach dem Sonnenlauf, dem Strömen von Sand oder Wasser durch definierte Öffnungen oder aber durch das Schwingen eines mechanischen Pendels oder eines Quarzkristalls.

Eine mechanische Armbanduhr z. B. besteht beim bloßen Betrachten aus einem Ziffernblatt mit Zeigern und einem Armband. Im Gehäuse versteckt sich ein filigranes und kompliziertes System von Zugfedern, dem Antrieb, einer Aufzugsvorrichtung, dem Räderwerk, verschiedener Hemmungen und Schwingsystemen, die es uns letztendlich ermöglichen, die Zeit auf der optischen Zeitanzeige abzulesen.

Aber auch die Abbildung des optischen Zeitanzeigers, des Ziffernblattes, ist in viele verschiedenartige Hüllen gekleidet, was sich je nach Zeitgeschmack, Kunst und anderen Maßstäben richtet. Die Funktion der Uhr bleibt hingegen gleich. Ob über Zeiger oder eine Zeitanzeige, sie gibt uns Auskunft darüber, wie viel Zeit verstrichen ist. Dies ist besonders im Umgang mit anderen Menschen nicht mehr wegzudenken. Treffen wir uns doch heute nicht mehr nach dem Stand der Sonne oder zum Glockenschlag um zwölf Uhr mittags. Wir haben viele Termine, die zeitlich koordiniert sein wollen. So ist letztendlich die Synchronisation der Menschen untereinander eine wesentliche Errungenschaft der Zeitmessung. Die Uhr gibt uns ein Maß, um sich zurechtzufinden und zu orientieren. Die Anzeige der Uhr ist weltumspannend verständlich, auch ohne die Kenntnis einer fremden Sprache.

Eine der spannendsten Fragen, die man sich beim Betrachten einer Uhr stellen kann, ist dabei: Warum kam es zur Erfindung der Uhr? Woher kommt das Bedürfnis beim Menschen, Zeit messen zu wollen? Für welche weitreichenden Entwicklungen und Erfindungen war es unabdingbar, die Zeit genau messen zu müssen?

Die Geschichte der Zeitmessung ist eng mit der Geschichte der Seefahrt verbunden. Schon die alten Ägypter versuchten, die Zeit zu messen und einzuteilen. Jeder Kulturkreis entwickelte einen für sich stimmigen Kalender (siehe jüdischer, julianischer, gregorianischer u. a.), der auf der Betrachtung der Sterne, dem Bereich der Astronomie, beruhte. Über die mittelalterlichen Bemühungen und Systematiken, um die Zeit genau zu messen, wissen wir auf Grund der eigenen geschichtswissenschaftlichen Hilfsdisziplin, der Chronologie, gut Bescheid. Letztendlich bleibt jedoch festzustellen, dass die Einteilung von Jahren, Monaten, Wochen und Tagen auf astronomischen Grundlagen begründet ist, dass es sich bei Stunden und Minuten aber um frei vom Menschen festgelegte Zeiteinheiten handelt. Die Zahl 12, als die Zahl der Vollkommenheit, spielt hierbei eine entscheidende Rolle.

Doch zurück zur Uhr. Noch im Mittelalter war die Kirchturm- uhr oftmals die weit und breit einzige Möglichkeit, sich über die

Uhrzeit zu informieren. War es für die Geschichtsschreiber und Wissenschaftler von eminenter Bedeutung, die Zeit genau zu messen, so war es für den normalen Bürger nicht notwendig, die Uhrzeit zu wissen, waren doch daran nur geringe Abhängigkeiten gebunden.

Mit der Industrialisierung jedoch änderte sich diese Tatsache. Mit den neuen technischen Errungenschaften, wie etwa der Eisenbahn, musste man wissen, wie spät es ist. Mit dieser Entwicklung ging ebenso der Einzug kleiner mechanischer Gebilde einher, die es ermöglichten, dass man eine Uhr bei sich tragen konnte. Äußerst prestigeträchtig war somit beispielsweise der Besitz einer Taschenuhr, wie man sie heute kaum noch findet und wenn, dann als altmodisch abtut. Durch die voranschreitende Massenverbreitung und schnellere Herstellbarkeit verliert die Uhr ihren technischen Charakter und wird langsam ein alltäglicher Gebrauchs- und Kultgegenstand.

Auch wenn sich der Begriff Uhr mit dem der Zeit nicht gleichsetzen lässt, so ist deren Beziehung zueinander, wie auch schon eingangs erwähnt, unbestreitbar.

Eine Uhr verleiht somit symbolisch vielleicht auch der Frage nach unserem Verständnis von „Zeit“ Ausdruck. Zeit wird in den Kulturen unterschiedlich wahrgenommen. Das Zeitempfinden ist somit auch ein Ausdruck einer jeweiligen Kultur, obwohl die Wahrnehmung von Zeit sich auch wiederum individuell und situationsabhängig darstellt.

Kulturwissenschaftliche Fragestellungen, denen man sich dabei nähern könnte, wären beispielsweise das Verhältnis von Uhr, Zeit und Zeitmessung sowie auch schon die bereits angedeutete Thematik der Bedeutung von Zeit und Uhr. Letztendlich hat eine Uhr auch einen Symbolcharakter, wie die unterschiedlichen Typen von Uhren wie beispielsweise Kuckucks-, Porzellan-, Eier-, Funk-, Taschen-, Stand- und Armbanduhren zeigen.

Aber auch Uhren, wie sie an der Westminster Abbey angebracht sind, haben eine weitreichende Bedeutung heute wie auch zum Zeitpunkt ihrer Entstehung. So lässt es sich nicht leugnen, das eine

Uhr in ihrer Art, Aussehen und Funktionsweise ein Ausdruck einer bestimmten Geschichtsepoche darstellt. Denn eine Uhr ist als eine große technische Leistung in der kulturgeschichtlichen Vergangenheit zu betrachten, gilt sie doch seit jeher als Sinnbild von Präzision.

Weiterhin ließe sich untersuchen, ob Uhren als ein Symbol der Repräsentation eines bestimmten gesellschaftlichen Status oder als Prestigeobjekt fungieren können und wodurch ihr jeweiliges Image begründet wird, wie etwa bei Rolex, Glashütte oder aber trendigen Swatch Uhren.

Der Wunsch des Menschen, die Zeit zu messen und greifbar zu machen, resultiert vielleicht aus dem Vanitas-Gedanken, symbolisiert die Uhr doch die Ewigkeit des Zeitflusses, erinnert uns an unsere eigene Vergänglichkeit und die Unwiederbringbarkeit von Ereignissen und Erlebnissen.

Die hier angedeuteten möglichen Fragestellungen sind aus den Bereichen der Geschichte der Gesellschaftssysteme, der Technik und der Philosophie, deren sich die Kulturwissenschaften bedienen können, um diese komplexen Zusammenhänge zu hinterfragen.

Die Erfindung der Uhr ist eine große kulturhistorische Errungenschaft, weil sie vom heutigen Standpunkt aus die Menschheitsgeschichte, Wissenschaft und Kultur miteinander verknüpft. Und eins haben sie alle gemeinsam, die Uhren: Sie messen die fiktive Einheit Zeit.

Unterwäsche

Jahrelang versteckt, begehrt, später gehasst, noch später auf den Plakaten, in der Werbung und Mode – das Thema Unterwäsche brachte immer starke Emotionen mit sich. Und heute, in der Zeit wo der schöne, schlanke Körper verehrt wird, hat die Unterwäsche die Bezeichnung als Kulturgegenstand verdient? Durch einen kurzen Überblick über die Geschichte der Unterwäsche und einige Anekdoten aus Literatur und Leben, will ich versuchen, eine Antwort auf diese Frage zu finden sowie auf die Rolle der Unterwäsche in der heutigen Kultur kurz einzugehen.

Unterwäsche kannte man schon in der Antike. Im alten Ägypten und Griechenland trug man Schurze aus Leinen und Baumwolle und die Frauen zusätzlich Brustbinden aus Stoff und Leder, die manchmal bunthestickt oder gefärbt waren. Im alten Rom trugen die Männer unter der Toga einen *Subligandum* und die Frauen eine *Fascia*, was den heutigen Hosen und Büstenhaltern entspricht. Kleidung zeigte damals den jeweiligen Stand an. Die ägyptischen Könige und Priester trugen zwei Schurze übereinander, die Soldaten hingegen nur einen Lederschurz. Auch die unterschiedlichen Längen der Kleidung waren nicht ohne Bedeutung: Griechische Männer trugen knielange und die Frauen knöchellange Tücher. Im alten Rom trennte das Tragen eines Slips aus Tuch (vor allem beim Baden und Sport) und der oben genannten eng geschnürten *Fascia* reiche von armen Frauen. Die *Fascia* diente darüber hinaus dazu, dem damaligen Schönheitsideal, einer flachen Brust, gerecht zu werden.

Im Mittelalter trugen die Frauen knöchellange Hemden und die Männer wadenlange Hemden und Hosen. In der Renaissance wurde alles etwas komplizierter. Über der Unterwäsche trugen die Frauen ein enges Korsett und ein Unterkleid und darüber glocken-

förmige Röcke und Kleider. Auffällige Dekolletés und Wespentailen waren angesagt. Ende des 18. Jahrhunderts kamen weiche Röcke, Mieder und Unterröcke in Mode. Hosen und Unterhosen waren immer noch Männern vorbehalten. Zu dieser Zeit entstanden auch die ersten weichen Reformleibchen (die Frauen durften sie nur während des Winters tragen) sowie Hüftgürtel und Strumpfbänder. Die schwere Leinenwäsche, die man damals hauptsächlich trug, wurde nach und nach von der Baumwollwäsche verdrängt.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam die Zeit der kurzen Röcke und farbigen Dessous, die jedoch die weiblichen Rundungen verdecken sollten. In den 1950er Jahren waren spitz geschnittene Büstenhalter in. Junge Frauen verbrannten in den 1960ern öffentlich ihre BHs. Die 1970er und 1980er brachten immer knappere und farbigere Unterwäsche. In den 1990ern und Anfang des 21. Jahrhunderts wird über zwei Typen von Unterwäsche gesprochen: elegante, spitzenbesetzte Dessous und sportliche, bequeme. Es werden auch neue Stoffe, wie Lycra und Elastik-Spitze zur Herstellung benutzt, so dass ein angenehmes Körpergefühl entsteht und diese Kleidungsstücke immer feiner und elastischer werden.

Nicht einmal Dichter und Schriftsteller konnten sich dem Thema *Unterwäsche* entziehen. Selbst der Romantiker Adam Mickiewicz (1798–1855), der größte polnische Dichter und Autor des polnischen National-Epos *Pan Tadeusz*, konnte diesem Motiv nicht widerstehen. Die Hauptperson *Tadeusz* kehrt nach abgeschlossener Ausbildung nach Hause zurück und stellt fest, indem er ein weißes zierliches Kleid auf seinem Stuhl findet, dass in seinem alten Zimmer jetzt eine Frau wohnt. Gleich danach erscheint sie, *Zosia*, und verschwindet genauso schnell wieder, als sie ihn erblickt. Sie ist nicht nur wegen seiner Anwesenheit erschrocken, sondern auch wegen ihrer Kleidung: Sie hat ein weißes schulterfreies Hemd an. Zu dieser Zeit (Jahr 1811) gehörte es sich nicht für eine Frau so herumzulaufen. Die Gedanken des jungen Mannes kreisen ständig um dieses kurze Treffen. Im fünften Kapitel wird *Zosia* zunächst von ihrer Tante belehrt, welche Unterwäsche und Kleidung sie tragen soll, nämlich weiße Strümpfe und Kleider und natürlich ein

weißes Korsett. Dank dieser Szenen hat die Unterwäsche einen festen Platz in der polnischen Literatur eingenommen.

Auch in der polnischen Tradition ist das Thema Unterwäsche nicht tabu. Die wichtigste Tradition unter der polnischen Jugend ist der Hundert-Tage-Ball. Der Name kommt daher, dass er etwa hundert Tage vor der Reifeprüfung (auf polnisch *matura*) stattfindet. Für die polnischen Abiturienten wäre diese Veranstaltung unvorstellbar ohne ... rote Unterwäsche. Es existiert der Aberglaube, der auf die jungen Menschen Druck ausübt: Hast du keine rote Unterwäsche, wirst du Pech in der Prüfung haben. Zumindest ein rotes Höschen soll vorhanden sein, es schadet auch nicht, wenn auch ein rotes Strumpfband angezogen wird. Diese Tradition ist jedoch neu und kommt vermutlich aus Amerika. Die Pflicht zum roten Slip war jedoch schon in der Generation unserer Eltern sehr populär. Derselbe Ball-Slip soll auch am Tag der Prüfung angezogen werden. Es wird empfohlen, ihn auf links zu drehen, was noch mehr Glück bringen soll. Die Unterwäsche ist zwar während der Prüfung nicht sichtbar, hat aber einen enormen Einfluss auf das Wohlbefinden der Prüflinge. Nach Meinung von Psychologen beeinflusst die Farbe der Unterwäsche die Energie des Trägers. Die oben genannten Regeln werden von den polnischen Abiturientinnen streng befolgt. Der männliche Teil schweigt jedoch dazu. Obwohl der Ball erst im Januar stattfindet, erblühen die Läden schon Anfang Dezember im schönsten Rot und die Auswahl ist schier unermesslich.

Die Zeiten, wo eine elegante Frau zusätzlich fünf Pfund unter dem Kleid tragen musste und wo die öffentlichen BH-Verbrennungen stattgefunden haben, sind schon längst vorbei. Heute wird die Unterwäsche zum Freund und Schatz und die Frauen reden nicht mehr von der Unterdrückung der freien Weiblichkeit. Die heutige Unterwäsche passt sich wunderbar an die Figur an (Lycra und Viscose), hilft die Unvollkommenheiten zu verdecken und lässt die Figur vorteilhaft aussehen (Push up, Gel BHs). Die zweite Haut soll auch eigentlich mehr zeigen als verdecken und sogar sichtbar sein und zwar auch bei den Männern, wo über dem Gürtel oft ein

Bund mit Markennamen zu sehen ist (z. B. bei Hip-Hoppern und Skatern).

In der modernen, exklusiven Mode sind auch Korsetts wieder im Trend, diesmal in angenehmeren Formen. Unterwäsche, wie alt auch immer, wird variiert, dem Zeitgeist angepasst und somit wieder aktuell gemacht. Sie ist ein Konsumartikel, der nicht nur den Wäscheherstellern zu Kommerzzwecken dient (Comic-Figuren werden sehr oft darauf abgebildet, z. B. Micky Mouse, Snoopy). Unterwäsche gehört zu den häufigsten Geschenken, die sich Menschen gegenseitig machen.

Unterwäsche ist Identität. Form und Farbe zeigen, wer du bist. Unterwäsche wird von Menschen gemacht und Unterwäsche macht Menschen.

Insa Wiegrefe

Das X als Kulturgegenstand der Anti-Atom-Bewegung im Wendland

In Anbetracht der aktuellen Situation des kürzlich durchgeführten Castor-Transportes von La Hague ins Zwischenlager nach Gorleben sowie der Tatsache, dass ich selbst aus der Region um Gorleben stamme, habe ich mich für das X als Kulturgegenstand entschieden, welches einen hohen symbolischen Wert in der Anti-Atom-Bewegung genießt.

Manche könnten jetzt sagen, dass das X an sich ja gar keinen Kulturgegenstand im materiellen Sinne darstelle, sondern vielmehr nur ein Buchstabe oder Symbol sei. Dazu bedarf es nun der Klärung der Frage, was ein Gegenstand wirklich ist. Dabei möchte ich mich auf die Beschreibung Hansens berufen: „Es gibt nicht nur viele verschiedene Gegenstände auf der Welt (...) sondern auch verschiedene Arten von Gegenständlichkeit.“⁴¹ Hierbei unterscheidet er zwischen materieller (z. B. Baum) und geistiger (z. B. Gedanke, Gedicht) Gegenständlichkeit und macht deutlich, dass eine geistige Gegenständlichkeit ohne jede Materialität vorhanden sein kann. Nun kann das X an sich materiell existent sein, ob nun in Form von Aufklebern (siehe Anlage) oder Holz, hat aber über diese materielle eine viel bedeutendere Funktion, und zwar die Zeichenfunktion als Protestsymbol.

Es entstammt dem Tag X, der unbekannte, geheim gehaltene Tag, an dem wieder ein Atommüll-Transport quer durch die Republik durchgeführt werden soll. Doch inzwischen steht das X immer öfter ganz für sich allein und ist zum Symbol des wendländischen Widerstandes gegen die Castor-Transporte und die Atomanlagen in Gorleben geworden.

Nach Angaben der Bürgerinitiative Lüchow-Dannenberg wurde das erste Tag-X-Plakat beschlagnahmt und es wurde gegen fünf Menschen wegen Aufruf zu Straftaten ermittelt sowie Druckerei-

en und Informationsbüros durchsucht. Daraufhin unterzeichnete der Künstler Joseph Beuys dieses Plakat und erklärte es zum Kunstwerk. Damit wurde aus einem Verbot ein legitimes Protestsymbol.

Überall im Wendland ist nun das Zeichen X zu sehen, in verschiedenen Größen, Formen und aus unterschiedlichen Materialien, an und in Autos als Aufkleber oder aus Holz am Rückspiegel hängend, an Häusern in Form von Plakaten, in Schaufenstern, an Bäumen, auf Feldern oder kunstvoll in die Landschaft eingearbeitet, auf Pullover und Jacken gestickt sowie mit weißer Farbe auf die Straßen gemalt etc. Längst ist es zum Objekt für die Kunst geworden und nur noch schwer wegzudenken aus dem wendländischen Straßenbild. „Es gibt Menschen auf den Höfen, die bei dem Anblick ins Kultische abgleiten: Es wird viel über ‚wendisches Blut‘ geredet, darüber, dass sich schon die slawischen Wenden störrisch gegen die germanische Obrigkeit zur Wehr gesetzt haben.“²

Sobald wieder ein neuer Castor-Transport ins Zwischenlager nach Gorleben ansteht, werden neue Xe gebastelt wie andernorts Adventsschmuck. Große Xe, kleine Xe, breite Xe, schmale Xe, meistens werden zwei Holzplatten gelb angestrichen und gekreuzt übereinander genagelt.³ Jeder erfindet seine eigene Form, eine noch fantasievollere Variante des X zu entwickeln und manchmal wirkt das Ganze wie ein Wettbewerb um seine kreativste Gestaltung. Es wird auch ständig weiterentwickelt. Hieß es vor dem ersten Transport noch Tag X, so wurde es beim zweiten zu Tag X² und beim dritten dann zu NIX³ usw. Dem künstlerischen Einfallsreichtum sind keine Grenzen gesetzt. So haben auch Aktionsgruppen Gebrauch vom X gemacht und sich z. B. x 1000 mal quer genannt.

Somit ist das X zu einem allgemeinen Kulturgegenstand des Widerstandes geworden, es soll den Protest öffentlich sichtbar machen und es fungiert gleichzeitig als Erkennungszeichen, indem es die Atomkraftbefürworter von den Atomkraftgegnern unterscheidet. Wenn man durch die Orte fährt und die Xe an den Hauswänden sieht, erkennt man sofort: Hier wohnt einer mit der gleichen Gesinnung bezüglich der Ablehnung atomarer Anlagen. So können auch auswärtige Demonstranten in „Castor-Zeiten“ mit Gast-

freundschaft und Unterstützung der Bewohner mit einem X am Haus, im Auto oder an der Mütze rechnen.

Um nun diesen Kulturgegenstand bzw. die X-Symbolik aus kulturwissenschaftlicher Perspektive zu erforschen, könnte man folgende Fragestellungen formulieren:

- Welche Symbolik stellt das X allgemein dar und was macht es so symbolträchtig?
- Welche Bevölkerungsschichten sind hauptsächlich unter den „X-Trägern“ zu finden?
- Welche Handlungsmerkmale zeichnen die „X-Träger“ aus?
- Was bewirkt das Tragen des X innerhalb des Gruppenbewusstseins?
- Wie wirken „X-Träger“ auf anders gesonnene Bevölkerungsgruppen, sowie auch auf Polizei und Medien?
- Wieso ist das X als Protestsymbol gerade im Wendland entstanden und nicht in anderen Anti-Atom-Regionen?
- Um welche Ziele geht es den „X-Trägern“ und inwieweit wurden sie schon erreicht?
- Wer folgt nur einem Modetrend bzw. wer ist überzeugter Atomkraftgegner?
- Wie ist der weitere Trend der Entwicklung einzuschätzen?
- Wie würde die Untersuchung bzw. Darstellung der Untersuchungsergebnisse von einem Atomkraftgegner bzw. -befürworter subjektiv beeinflusst werden?

1 Hansen, Klaus P. (2000):

Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung 2. Auflage. Tübingen: Francke, S. 239

2 www.x1000malquer.de/pa69221.html, 20. 11. 2003

3 Vgl. www.goethe.de/in/d/frames/film/d/kubus-39-1.html, 20. 11. 03

Die Zeitung

Mein zur Vorlesung mitgebrachter Gegenstand war eine Zeitung. Im Folgenden soll nun dieser Gegenstand beschrieben und eine Fragestellung aus kulturwissenschaftlicher Perspektive daran gestellt werden. Als Erstes werde ich die Geschichte der Zeitung in Deutschland kurz wiedergeben, so dass eine mögliche Fragestellung diskutiert werden kann und Aufschluss darüber gibt, was aus der eigentlichen Aufgabe und Intention der Zeitung sich entwickelt hat.

Die ersten geschriebenen Zeitungen in Deutschland, d. h. *handschriftlich notierte Neuigkeiten*, erblicken ihr Sonnenlicht schon ab dem 16. Jahrhundert. Dies sind jedoch keine richtigen Zeitungen, es sind einfache Notizen und Informationen, die Geschäftsleute ihren Briefen an Freunde oder Geschäftspartner beifügen. Diese Neuigkeiten sind die Vorreiter für die heutige Zeitung, d. h. periodisch erscheinende Druckwerke mit aktuellem Inhalt. Diese Zeitungen haben für Geschäftsleute und Handelshäuser eine sehr wichtige Rolle, sie sind eine Art *internes Nachrichtensystem*.

Dies ist der Anfang des Nachrichtenhandels. Verbunden mit dem Nachrichtenhandel entstehen viele Berufsfelder, wie z. B. Nachrichtenagenten oder Korrespondenten, diese sind entweder im Dienste der Kirche, eines Hofherren oder der zahlreichen Handelshäuser. Schon im 16. und 17. Jahrhundert enthalten diese Zeitungen illustrierte Nachrichten, die durch Holzschnitte und später durch Kupferstiche von Hand auf die Seite gestanzt werden. Diese Zeitungen schreiben über Politik, Religion und reine Sensationen wie Kometen, Missgeburten oder Teufelsaustreibungen. Um sie an den Mann oder die Frau zu bringen, werden sie auf Märkten vorgelesen, vorgesungen und verkauft. Das Wort „Zeitung“ ist erstmals 1502 in einer gedruckten Zeitung nachweisbar, somit ist dies

die älteste bekannte Zeitung, die gedruckt wurde, ihr Titel „*Neue zeytung vom orient vnsnd auffgange*“. 1597 erscheint die älteste Monatszeitung in Deutschland. Ihr periodisches Erscheinen ist beabsichtigt.

Schon im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts gibt es die ersten Wochenzeitungen, ihre Erscheinungsweise einmal in der Woche, hängt vom Verkehrsplan der Reit- und Fahrposten ab, die sie befördern. Die Merkmale der wöchentlichen Zeitung in Europa sind *Publizität, Aktualität, Universalität und Periodizität*. 1609 erscheint die älteste bekannte Wochenzeitung in deutscher Sprache. Die erste Statistikveröffentlichung in einer deutschen Zeitung erscheint 1638 und listet „Aufgebotene, Getraute, Getaufte und Begrabene“ in der Stadt Leipzig auf. Die *erste deutschsprachige Tageszeitung* erscheint am 1. Januar 1660. Sie ist zugleich die erste Tageszeitung der Welt. Diese Zeitung hat vier Seiten (13,5 cm x 17 cm). Die Auflage beträgt nicht mehr als 200 Exemplare. Gedruckt wird sie von Hand auf hölzernen Druckpressen mit Metall-Buchstaben.

Wie beim Aufkommen jedes neuen *Massenmediums* ist auch die Presse Gegenstand kulturkritischer Auseinandersetzungen.

Diese Entwicklung führt dazu, dass die ersten Kritiken am Zeitungswesen in Büchern veröffentlicht werden, es gibt die ersten Anwälte der Presse, die erste deutsche zeitungswissenschaftliche Dissertation und die erste Heiratsannonce am 19. Juli 1695. „Students“ ist die erste Universitätszeitung, sie erscheint am 31. Januar 1750 an der Universität Oxford.

Der Fortschritt der Drucktechnik im 19. Jahrhundert führt dazu, dass die Zeitungen jetzt in großen Auflagen gedruckt werden. Es entsteht eine sensationell aufgemachte billige Tageszeitung, die *Kaufzeitung*, sie wird hauptsächlich von Straßenverkäufern und an Kiosken veräußert. 1883 wird die *erste Photographie* in der deutschen Presse abgebildet. Das Zeitungswesen wird immer moderner und widmet sich einer immer größer werdenden Bandbreite, von jetzt an ist die Zeitung in erster Linie keine reine Informationsquelle mehr. Durch die Druckmaschinen, die immer neue Techniken und Verfahren entwickeln, dient die Zeitung den großen Geschäftsleuten als Geldquelle, die Zeitungsverleger verdienen ganz großes Geld.

1885 stellt die Tageszeitung „Berliner Börsen – Courier“ den *ersten Sportredakteur* in Deutschland ein.

Im 20. Jahrhundert ist die Technik schon so weit, dass gleichzeitig Bilder und Text gedruckt werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg werden die Zeitungen als Nachrichtenblätter der örtlichen Militärverwaltungen herausgegeben. Jede Besatzungszone bringt ihre eigene Zeitung heraus. Ab 1946 gibt es einen Lizenzzwang, nach der Aufhebung des Zwanges 1949 beginnen die Altverleger wieder mit ihrer Arbeit.

Die erste Nachkriegsillustrierte ist die „Hör zu“ des Axel Springer Verlages am 15. Dezember 1946. Nach und nach erscheinen Zeitungen und neue Magazine, wie *Der Spiegel*, *Welt am Sonntag*, *BILD-Zeitung* (Auflage: 250.000, Preis: 10 Pfennig das Stück).

Es entstehen sogar Hörzeitschriften und Hörzeitungen für Blinde.

Die Bandbreite der Zeitungen, Zeitschriften und Magazine heute ist enorm, zu jedem Thema gibt es viel zu Lesen. Ständig gibt es neue Magazine, die auf den Markt kommen. Die Verleger ködern ihre Leser mit Geschenkartikeln für neue Kunden von Abonnements. Die Zeitungen wollen in erster Linie so viel wie nur möglich Leser haben. Sie leben vom Leser und sind abhängig von ihm. Viele Zeitungen und vor allem Magazine leben von der Werbung, in so manchem Magazin ist bis zu 60 % Werbung. Manche Zeitungen leben vom Klatsch und Tratsch über die Schönen und Reichen, von Berichten über Prominente, von privaten Anzeigen, usw.

Jetzt kann eine Fragestellung daran aus kulturwissenschaftlicher Perspektive lauten: Was ist aus der Zeitung von damals geworden? Wie hat sich ihr Erscheinungsbild verändert? Was ist ihre Intention? Will sie unterhalten? Will sie verkaufen? Will sie zum Kauf ermuntern? Welche neuen Berufsfelder sind entstanden? Oder will sie nur informieren?

Auf viele Fragen gibt es viele Antworten. Wie die Geschichte der Zeitung beschreibt, fängt alles ganz harmlos als Notizen an, doch im Laufe der Zeit gabelt sich der Weg der Zeitung. Es entstehen verschiedene Zeitungen, Magazine und andere Zeitschriften. Die Bandbreite wird immer größer, somit spricht die Zeitung auch

verschiedene Kulturen, Religionen oder andere Gruppierungen an. Jeder Mensch, egal welche Hautfarbe oder Religion er hat, kann sich mit einer Zeitschrift identifizieren. Leider führt diese Identifikation auch zu negativen Entwicklungen, wie verbotene Zeitschriften von Fundamentalisten, Terroristen oder auch Schriften mit faschistischem Inhalt. Diese werden heimlich unter den jeweiligen Anhängern verteilt, breiten sich somit aus und erreichen auch ein breites Spektrum. Oft enthalten solche Schriften Parolen gegen Ausländer, Juden, Homosexuelle, Behinderte oder fordern die Leser, also die Mitglieder der verschiedenen Gruppierungen zum Heiligen Krieg auf. Es kann durchaus gesagt werden, dass die Zeitung zu einem Macht ausübenden Medium geworden ist, die Zeitung kann ihre Leser, wie im Beispiel von verbotenen fundamentalistischen Schriften, zu Handlungen ermutigen oder gar drängen. Die Zeitung als Waffe? Dies ist nichts Neues in der heutigen Zeit. Nun kann gefragt werden, ob dies die Aufgabe des Zeitungswesens ist oder ob sich verbotene Gruppierungen durch die Zeitungen Vorteile verschaffen? Die Antwort ist einfach. Dies ist mit Sicherheit nicht die Aufgabe der Zeitung und wird es auch nicht sein. Doch diese Gruppierungen verschaffen sich durch die Macht der kleinen schwarzen Buchstaben auf weißem Blatt einen Vorteil und nutzen die Zeitschriften als beste Nachrichtenübermittlung schamlos aus. Somit ist die Zeitung auch als Waffe zu betrachten. Viele Zeitungen berichten über Promis und warten nur darauf, dass Boris Becker z. B. wieder mit einer neuen Frau gesehen wird. Solche Sachen sind Futter für Tratschzeitschriften, da sie einfach nur Hochzeiten, Skandale und Berichte mit vielen bunten Fotos untersetzt herausbringen, um die Menschen zu unterhalten. Es entsteht auch der Beruf des Paparazzi, der sich aus dem normalen Reporter entwickelt. Jetzt kann auch ein Vergleich zum 16. und 17. Jahrhundert gezogen werden: Wie schon in der Geschichte der Zeitung erwähnt, schreiben die Verfasser von Texten auch schon in dieser Zeit über Kometen, Missgeburten und Teufelsaustreibungen also, eine Art Tratsch, so was fasziniert und unterhält die Menschen schon damals, und wie wir sehen, tut es noch bis heute. Doch einen wesent-

lichen Unterschied zu der Zeitung vor 350 Jahren (kleine Information nebenbei: Am 6. Juni 2000 erschien eine Briefmarke der Deutschen Post mit dem Motiv „350 Jahre Tageszeitung“) ist, dass die Zeitungen von heute einen größeren Wert auf Kultur legen. Und somit sind wir wieder bei der Fragestellung. In jeder seriösen Tageszeitung gibt es ein Feuilleton, dies ist der Kulturteil der Zeitung, welcher sich zur Aufgabe macht, den Leser über Veranstaltungen zu informieren, ihn auffordert, über ein abgedrucktes Gedicht länger nachzudenken oder ihn dazu ermuntert, ein Buch zu lesen, da eine Kritik in diesem Kulturteil abgedruckt ist. Dieser Kulturteil hat sich neben den Nachrichtenteil, dem Politikteil, dem Börsenteil und dem Sportteil bewährt und ist nicht wegzudenken. Somit ist dies auch das Indiz dafür, dass die kulturwissenschaftliche Perspektive für die Verleger und die Leser sehr wichtig ist. Dies hat natürlich auch damit zu tun, dass die Menschen in der heutigen Zeit einen größeren Wert auf Kultur legen, vielleicht auch deswegen, weil das Angebot so breit ist. Theaterstücke, Opern, große Galaabende oder Konzerte sind jetzt für jeden Menschen erschwinglich. Früher war es der Bourgeoisie vorbehalten, Opern zu besuchen. Am Wochenende geht der Mensch jetzt ins Theater.

Und deshalb spielt die Zeitung und das Zeitungswesen eine sehr große Rolle, dies hat sie ja schon immer getan, eine Art Aufklärer früher und auch noch heute (Beispiel: Wer hat nicht Dr. Sommer in der Bravo gelesen?). Von welchem Beispiel auch immer ausgegangen wird, immer kann eine kulturwissenschaftliche Perspektive gesehen werden. Sei es die reine Informationsübermittlung, die reine Unterhaltung der Leser, die Werbung in den Zeitschriften, die die Leser dazu bringt, etwas zu kaufen, das Aufklären oder die Ausübung der Macht über die Zeitung als Transmitter für Terroristen. Zu jedem dieser Beispiele lässt sich eine Diskussion über die kulturwissenschaftliche Perspektive anfangen. Kultur ist überall, wo man nur hinschaut, und dazu trägt auch die Zeitung einen großen Beitrag bei.

Katrin de Boer

Zigarette

In diesem Essay soll der Kulturgegenstand Zigarette, seine Symbolkraft und wechselnde Bedeutung für die deutsche Gesellschaft ab 1912 untersucht werden. Das Kollektiv der Nichtraucher stand dem Tabak in fast jedem Zeitalter und in jedem Kulturkreis aus den gleichen berechtigten Gründen ablehnend gegenüber. Schon der britische König James I. bezeichnete den Tabakrauch als „pestilenzartigen Dampf“ (Spode/2000/S. 89) und erklärte das Rauchen wegen seiner schädlichen Wirkung für „Gehirn und Lunge“ zur Sünde. Das Kollektiv der Raucher hingegen verfiel auf immer neue Begründungen, um seine Sucht zu legitimieren. Das Verhältnis des Rauchers zur Zigarette, dokumentiert auch in der Werbung der Tabakindustrie, spiegelt in seinem Wandel also auch immer die kulturellen Gegebenheiten des jeweiligen Jahres oder Jahrzehnts wider.

Im Gegensatz zu Pfeifen und Zigarren hatte die Zigarette zunächst einen eher femininen Charakter. Sie war „schlank, leicht und in unschuldigem Weiß“ (Spode/2000/S. 93) gehalten und so waren es um 1912 vor allem elegante und wohlhabende Damen, die in ihren Salons zur Zigarette griffen.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges änderte sich dies. „Eleganz“ war im Bezug auf Zigaretten wohl das letzte, woran man dachte. Den Männern in den Schützengräben von Flandern und Verdun vermittelte das gemeinsame Rauchen unter anderem ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und Nähe. Sterbenden wurde die letzte Zigarette an den Mund gehalten und Gefangenen Zigaretten anzubieten, signalisierte, dass man trotz des Krieges auch nur ein Mensch (geblieben) war.

Die daheim gebliebenen Frauen übernahmen mit den männlichen Pflichten auch schnell die männliche Gewohnheit des Rau-

chens. So wurde nach dem Ende des Krieges die Zigarette für sie zum Ausdruck eines neuen weiblichen Selbstbewusstseins und bald auch Fassade eines neuen weiblichen Schönheitsideals. Die „schlanke, jugendhafte, sportlich aktive“ Frau galt jetzt als Idealtypus. Accessoire der neuen Mode war die elegante, lange Zigarettenspitze, welche die schlanke Linie unterstrich. Da Rauchen zudem das Hungergefühl dämpft, griffen immer mehr figurbewusste, junge Frauen zur Zigarette. Der Tabakkonzern „American Tobacco“ machte sich diesen Trend zunutze und förderte ihn durch Werbeslogans wie „Für eine schlanke Figur – Greif zur Lucky statt zu Süßem!“ (Koppenhöfer/2000/S. 100). Der Star dieser Zeit war die „femme fatale“ Marlene Dietrich. Lasziv rauchend wurde sie über die Kinoleinwände im ganzen Land zum Inbegriff weiblicher Verführungskunst. Dass Frauen, in der Hoffnung etwas davon auszustrahlen, vermehrt zur Zigarette griffen, erkannte später auch Adolf Hitler. In Nazideutschland verteilte der „Bund deutscher Mädels“ Bilder, auf denen Marlene Dietrich mit Zigarette abgebildet war, darunter der Hinweis: „Das ist keine deutsche Frau, deutsche Mädels!“ (Proctor/2000/S. 60). Den Krieg im Visier, war Hitler in Sorge um die Gebär-Wehrfähigkeit seines Volkes. Er initiierte eine großangelegte Anti-Raucher-Kampagne, die die Zigarette als Feind der Volksgesundheit anprangerte. Trotz neuer Anti-Raucher-Gesetze und flächendeckender Propaganda mit Slogans wie „Du hast die Pflicht gesund zu sein!“ (Proctor/2000/S. 62) blieb die Zigarette aber Teil des Alltags der deutschen Bevölkerung.

Erst mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges schränkte man seinen Zigarettenkonsum notgedrungen ein. Zigaretten waren wieder Mangelware und dadurch Luxusartikel. Da Zigaretten nicht verderben und außerdem leicht zu transportieren und verstecken waren, machten sie jetzt auch Karriere als Währung im überlebenswichtigen Schwarzhandel. Einen ganz anderen Stellenwert hatte die Zigarette bereits wenige Jahre später. Im Zuge des „Wirtschaftswunders“ der Bundesrepublik und der damit einhergehenden Euphorie und wiedergefundenen Weltoffenheit wurde die Zigarette zum Symbol für Lebenslust und Wohlstand. Die Werbung

bejubelte Tabakrauch als den „Duft der großen weiten Welt“ und HB lud ein „frohens Herzens zu genießen“ (Spode/2000/S. 96). Sorge um ihre Gesundheit hatten in dieser Zeit wohl die wenigsten Raucher. Wen dennoch ein schlechtes Gewissen plagte, der griff zur als gesund angepriesenen Filterzigarette.

In den nun folgenden Jahre schien es, als könne die Zigarette auf ihrem Siegeszug durch nichts gestoppt werden. Rauchfreie Zonen waren so gut wie nicht existent. Es entbehrte nicht einer gewissen Ironie, dass ausgerechnet Amerika, das Land, welches zum coolen Image der Zigarette und deren Verbreitung beigetragen hat wie kein anderes, zum Vorreiter im Kampf gegen den blauen Dunst wurde. Erst nachdem dort immer strengere Gesetze erlassen wurden, welche das Rauchen verboten, und Tabakkonzerne dort Millionenbeträge an lungenkranke Ex-Raucher zahlen mussten, wurde auch hier die Stimme der Vernunft immer lauter. Nach Jahren und Jahrzehnten der Beschönigung und Verharmlosung der Zigarette, sah man sie nun endlich wieder als das, was sie ist: Eine süchtig machende Droge. Angekommen im 21. Jahrhundert stehen die Zigarette und mit ihr sowohl Raucher als auch Tabakkonzerne jetzt endgültig vor einem Imageproblem. Rauchen verursacht Herz- und Gefäßkrankheiten, macht süchtig und impotent, so prangt es auf jeder Schachtel. Wäre das schon zu James Deans Zeiten üblich gewesen, so hätte selbst er einen erheblichen Teil seiner Lässigkeit eingebüßt. Womit also noch werben, wenn jeder weiß, dass der Marlboro Cowboy an Lungenkrebs gestorben ist? Schaut man die Zigarettenwerbung heute an, so scheint es der Faktor „Spaß“ zu sein, mit dem man hofft, eine möglichst große Zielgruppe anzusprechen. Mit wenig Überzeugungskraft, denn: Um die angeregt in ein Gespräch vertieften Jugendlichen der 16-Plakate zu verstehen, muss man sicherlich kein Raucher sein.

Dank dieser Entwicklung wird die Zigarette wohl bald von einem anderen Symbol verdrängt werden, welches Freiheit und Gelassenheit verspricht: dem Nikotinpflaster.

Carr, Allan (1992):

„Endlich Nichtraucher! Der einfachste Weg mit dem Rauchen Schluss zu machen.“ München, Wilhelm Goldmann Verlag.

Koppenhöfer, Eva (2000):

„Das Image der rauchenden Frau.“ In: BUKO AGRAR KOORDINATION (Hrsg.) (2000): Tabak. Stuttgart, Schmetterling Verlag, S. 99–105

Libert, Lutz (1984):

Von Tabak, Dosen und Pfeifen. Leipzig, Edition Leipzig.

Proctor, Robert N. (2000):

„Die Tabakpolitik des Nationalsozialismus.“ In: BUKO AGRAR KOORDINATION (Hrsg.) (2000): Tabak. Stuttgart, Schmetterling Verlag, S. 59–66

Spode, Hasso (2000):

Rauchzeichen. „Zur Kulturgeschichte des Tabaks.“ In: BUKO AGRAR KOORDINATION (Hrsg.) (2000): Tabak. Stuttgart, Schmetterling Verlag, S. 89–98



Lehrende an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät bei der Klausurtagung auf Schloss Neuhardenberg, Mai 2004.

Foto: Heide Herr